

## Die Kosmogonie der Genesis.

Die vorliegende Arbeit ist zunächst veranlasst worden durch Studien, welche der Verfasser für die Zwecke des Religionsunterrichtes in den oberen Klassen angestellt hat, und wenn sie in ihrer gegenwärtigen Gestalt auch die Bedürfnisse der Schule überschreitet, so vermag sie doch vielleicht einzelnen Spezialkollegen nach der einen oder andern Seite hin Anregung zu geben. Grade bei der Behandlung der ersten Stücke des alten Testaments, wie der Schöpfung, des Paradieses und des Sündenfalles, werfen sich Fragen von grundlegender Bedeutung betreffs der Auffassung dieser Berichte auf, deren Besprechung sich meines Erachtens der Unterricht in den oberen Klassen höherer Schulen nicht entziehen kann. Die Fortschritte, welche die alttestamentliche Kritik gemacht hat, die Kämpfe, welche durch Wellhausens, Kuenens und anderer durchgreifendes Vorgehen auf diesem Gebiete neuerdings wieder hervorgerufen sind, können nicht verfehlen, wenigstens indirekt einen gewissen Einfluss auf den wissenschaftlichen Religionsunterricht auszuüben. Nicht als ob die gelehrte Kritik irgendwie in den Unterricht hineingezogen oder abweichende Meinungen in abfälliger oder gar gehässiger Weise bekämpft werden dürften. Weder der theologischen Wissenschaft noch der rabies theologorum gebührt ein Platz in der Religionsstunde. Wenn es aber als deren Zweck in den höheren Klassen anerkannt wird, das früher gelernte Pensum zu befestigen und zu erweitern, es vor dem entwickelteren Verstande zu rechtfertigen und wissenschaftlich zu begründen, so muss der Lehrer die durch die Fortschritte der Wissenschaft erzielten Resultate sich zu eigen machen und dieselben werden notwendig auf die Art der Behandlung des Stoffes von Einwirkung sein.

Im Gegensatz zu der Richtung, welche den göttlichen Faktor im Werden der alttestamentlichen Religion und in der Entstehung ihrer Urkunden allein oder überwiegend betont und in betreff des Bibelwortes mehr oder weniger eine Verbalinspiration annehmend jedes Wort der heiligen Schrift für den Ausfluss göttlicher Offenbarung erklärt, so dass auch abgesehen von dem religiösen Gebiete alle berichteten Ereignisse oder naturgeschichtlichen Anschauungen als unumstössliche Wahrheiten angenommen werden müssten, wendet man auf der andern Seite allgemeine Gesetze religionsgeschichtlicher Entwicklung auch auf die Religion Israels an und hebt neben den Geistesoffenbarungen Gottes in den hervorragenden Führern des auserwählten Volkes und neben der göttlichen Vorsehung in der Leitung desselben auch den Anteil hervor, den diese Führer sowol wie äussere Verhältnisse auf die Ausbildung der Religion des Volkes ausgeübt haben. Bei dieser letzteren Betrachtungsweise kommt denn auch die

menschliche Form mehr zur Geltung, in welche die göttliche Offenbarung eingegangen ist und die insbesondere im Bibelworte des alten Testaments der denkende Betrachter nicht zu verkennen vermag. Die Bibel erweist sich eben dadurch schon als hoch über den Urkunden anderer Religionsgemeinschaften stehend, dass sie nicht den Anspruch erhebt, unmittelbar vom Himmel herabgefallen oder von Engeln diktiert zu sein; sie ist nicht die göttliche Offenbarung, sondern sie enthält die Urkunden der Offenbarung, die in den Kundgebungen Gottes durch Thaten, wie die Schöpfung der Welt, die Erwählung und Leitung der Patriarchen und des Volkes Israel besteht, und andererseits speziell in der inneren Einsprache, der geistigen Erleuchtung religiös hervorragend beanlagter Persönlichkeiten, die auf solche Weise Träger und Vermittler der Offenbarung zu sein vermochten. Indem sich aber Gott in Menschen und durch Menschen offenbart, und zwar nicht durch eine einmalige That, sondern im Laufe eines etwa zweitausendjährigen Zeitraumes (allein von der speziellen Offenbarung geredet), so ist diese Offenbarung auch unter die Gesetze menschlicher Entwicklung getreten, und die einzelnen Träger derselben erfassen sie innerhalb des Rahmens und der Formen des jeweiligen religiösen, nationalen und kulturgeschichtlichen Standpunktes ihrer Zeit, beeinflusst zugleich durch die eigene, wenn auch vom göttlichen Geiste erfüllte Individualität. So entfaltet sich in diesen menschlichen Schranken und daher nicht immer ohne Beeinflussung durch menschliche Unvollkommenheit die göttliche Offenbarung, bis sie in der Person, dem Werke und der Lehre Jesu Christi ihre höchste, abschliessende Vollendung erreicht.

Von dieser durch schöpferische Heilthaten und innere Erleuchtung geschehenen Offenbarung giebt nun die heilige Schrift Zeugnis, sie enthält, wie gesagt, die Urkunden derselben. Ist aber die Offenbarung selbst in menschliche Formen eingegangen, ist die göttliche Wahrheit in irdische Gefässe gefüllt und den Gesetzen geschichtlicher Entwicklung unterworfen worden, so ist noch mehr in den schriftlichen Niederschlägen derselben, wie sie uns in der Bibel vorliegen, ein Unterschied zu machen zwischen der äusseren Gestalt der Berichte und den darin enthaltenen göttlich geoffenbarten Wahrheiten, zumal diese Urkunden (wir haben vornehmlich die alttestamentlichen im Auge) zum grossen Teil in weit späterer Zeit abgefasst wurden, als die darin berichteten Thatsachen geschehen sind, welche also erst durch eine Reihe von Generationen hindurch mündlich überliefert werden mussten. Dass die grossen Heils- und Wunderthaten, welche Gott seinem Volke zum Zweck der Erhaltung und Leitung desselben, sowie zur Vollstreckung seines Heilswillens an der Menschheit erwiesen hatte, im Laufe der Zeit ausgeschmückt, umgestaltet und mit Zusätzen versehen wurden, dass poetische Wendungen und Bilder, in welchen solche Thaten besungen waren oder religiöse Wahrheiten ihren Ausdruck gefunden hatten, indem sie wörtlich gedeutet wurden, die späteren Berichte beeinflussten, das konnte natürlich bei solcher Tradition nicht ausbleiben. Dies im einzelnen nachzuweisen und mit Beispielen zu belegen, zu dem Zwecke die Abweichungen und Widersprüche in verschiedenen Berichten über dieselbe Begebenheit hervorzukehren, liegt ausserhalb des Bereiches dieser Arbeit. Nur möchten wir das Missverständnis zurückweisen, als wollten wir überhaupt die Wunder der heiligen Schrift leugnen. Der allmächtige Gott, welcher das Weltall mit

seinen Naturgesetzen geschaffen hat und leitet, kann in diese Gesetze eingreifen und hat eingegriffen, wenn es sein Heilsratschluss und Liebeswille verlangte; denn die Naturgesetze beherrschen nicht das Universum, sondern sind ihrerseits einem höheren Prinzipie dienstbar; wer das nicht annehmen zu können meint, mag immerhin noch als ein nützliches Glied der christlichen Gemeinschaft angehören, mag auch als Prediger einer freien religiösen Gemeinde vielleicht nicht ohne sittlich günstigen Erfolg wirken können, wie er aber in einer christlichen Schule den Religionsunterricht erteilen oder als Geistlicher einer christlichen Kirche fungieren kann und mag, ist mir unerfindlich.

So sehr aber die Möglichkeit und Thatsächlichkeit göttlichen Wunderwirkens anzuerkennen ist, ebenso sehr müssen wir nach obiger Ausführung in den jetzt vorliegenden Berichten des alten Testaments die äussere Gestalt, wie sie sich im Laufe der Zeit unter Einfluss der Volksphantasie und dichtenden Sage gebildet hat, von den darin enthaltenen religiös bedeutsamen göttlichen Heilthaten unterscheiden. Wenn dies in taktvoller Weise beim Unterrichte gereiften Schülern gegenüber offen, gradezu als etwas Selbstverständliches ausgesprochen wird, so glauben wir nicht fürchten zu müssen, dass dadurch das Ansehen und die Würde der heiligen Schrift herabgesetzt und untergraben werde; im Gegenteil wird das Interesse an derselben und an ihrem Inhalte nach unserer Ueberzeugung gehoben und das religiöse Leben gefördert. Denn wenn über die Schwierigkeiten und die Widersprüche mit jetzigen Natur- und Kulturanschauungen, die so häufig dem aufmerksamen Leser entgegentreten, hinweggegangen oder das Haften am Buchstaben und Wortlaut als für den religiösen Glauben notwendig angepriesen wird, so kann bei vielen entweder Gedankenlosigkeit und damit Gleichgültigkeit gegen die heilige Schrift, oder gar hochmütiges Herabschauen, selbst Hohn und Spott gegen die ehrwürdigen Urkunden der göttlichen Offenbarung hervorgerufen werden; der Religionsunterricht verfehlt jedenfalls, wenn er nicht auf der wissenschaftlichen Höhe anderer Lehrfächer steht, den Endzweck, den er mit diesen gemein hat und in hervorragendem Masse fördern soll, Bildung des Geistes und des Herzens.

Und zu solcher Behandlung des Stoffes ist der Religionslehrer um so mehr veranlasst, da auf diese Weise verhindert werden kann, dass in späterer Zeit der Schüler ins religions- und kirchenfeindliche Lager getrieben wird, wenn Mängel und Widersprüche, scheinbare oder wirkliche, in gehässiger Weise von solchen, welche sich für Vorkämpfer religiöser Aufklärung und Toleranz ausgeben, in Wort und Schrift als neue Wahrheit verkündet werden. Gegen diese auf die kirchliche Gemeinschaft zerstörend wirkenden Elemente ist aber eine Hauptwaffe die Kenntnis der heiligen Schrift nach ihrer wahren Bedeutung, auf welcher ja der Glaube und die Lehre unserer evangelischen Kirche als alleiniger Grundlage beruht; doch ist der rechtfertigende und seligmachende Glaube nicht das Haften am Buchstaben jedes einzelnen Berichtes, sondern die in der Bibel begründete Zuversicht, dass wir durch Christum in die Gnade Gottes aufgenommen sind und Vergebung der Sünden erlangen. (Conf. Augustana Art. IV. V. XX.)

Ist aber in der Erzählung geschehener Thatsachen die äussere Hülle, wie sie sich im Laufe der Zeit bis zu ihrer schriftlichen Fixierung im Bibelwort gebildet hat, zu unterscheiden von dem religiösen Kern, der darin enthalten ist, so verlangen solche

Stücke, welche Beziehung zu den Naturwissenschaften haben, in hervorragendem Grade eine solche Unterscheidung. Dass auf diesem Gebiete die Anschauungen der biblischen Schriftsteller nicht mit denen der heutigen Vertreter dieser Wissenschaft harmonieren, lässt sich nicht leugnen. Deshalb aber diese letzteren als heidnisch und ungläubig bezeichnen, gegen die Fortschritte der Naturwissenschaften ankämpfen und sich gegen ihre Ergebnisse abschliessen zu wollen, weil sie von den Anschauungen der Bibel abweichen, wäre doch das Verkehrteste, was es geben kann, zumal in einer Zeit, wo diesem Fache mit Recht eine grössere Bedeutung im Unterrichte zugewiesen ist und die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschungen in populärer Form in die weitesten Kreise des Volkes verbreitet werden. Hiesse es nicht den materialistischen Bekämpfern der Religion die Angriffswaffen in die Hand drücken, wollten wir die Naturanschauungen des israelitischen Volkes vor zwei bis drei Jahrtausenden für religiöse Wahrheiten erklären, auf welchen die Gewissheit des christlichen Glaubens beruhe? Wir haben vielmehr offen anzuerkennen, dass die biblischen Schriftsteller, wie überhaupt auf dem Gebiete der rein menschlich-irdischen Kultur, so insbesondere in betreff der Kenntnis von der Natur, im wesentlichen auf dem Standpunkte ihrer Zeit sich befanden und in den Anschauungen ihrer Zeitgenossen sich bewegten, obgleich ihnen auch in diesen Dingen nicht selten ein auffallend gesundes Verständnis nicht abzusprechen ist. Doch ist das nicht Sache der göttlichen Offenbarung, welche sich vielmehr nur auf religiöse Wahrheiten erstreckt, und diese letzteren zu ergründen, sie aus der Hülle der Naturanschauung einer früheren Zeit herauszuschälen, das ist Sache der Religionswissenschaft. Sie hat das geistige Leben, das Verhältnis des Menschen zu Gott, Gottes Wesen und Willen zum Gegenstande ihrer Betrachtung zu machen und auf diesem gewiss nicht beschränkten Gebiete nach Wahrheit zu forschen, wie die Naturwissenschaft nach Wahrheit und Erkenntnis sucht in dem Bereiche der Natur, über welche hinaus aber auch sie ihrerseits nicht übergreifen soll, indem sie aburteilt über geistige Dinge, über das spezielle Gebiet des religiösen Glaubens; eine richtige Abgrenzung der beiderseitigen Bereiche kann nur heilsam sein.

Nach dieser Darlegung wenden wir uns zu der Betrachtung des biblischen Schöpfungsberichtes, indem wir von der Voraussetzung ausgehen, dass auch hierin Naturkenntnis und Religion zu scheiden sei, dann werden wir einerseits gesunde, naturwahre Anschauung finden, die zwar der Veränderung und dem Fortschritte der Zeit unterworfen ist, andererseits aber tief religiöse, ewig geltende Wahrheiten darin niedergelegt antreffen.

In einfach-erhabener, hochpoetischer und zugleich kindlich-naiver Darstellung ist Genesis I—II, 3 der Hergang der Schöpfung berichtet als das Werk des gewaltig über den von ihm selbst hervorgebrachten Stoff gebietenden Gottes, und zwar wird nach dem Vorbilde des menschlichen Handelns die schöpferische Thätigkeit Gottes in ein sechsfaches Tagewerk zerlegt, worauf ein siebenter Tag der Ruhe folgt. Näher betrachtet zerfällt aber das Sechstageswerk in zwei gleiche Hälften von je drei Tagen,

deren einzelne Werke in Beziehung zu einander stehen; am ersten Tage wird das Licht erschaffen, am vierten die leuchtenden Himmelskörper, am zweiten die Himmelsfeste, welche die oberen Gewässer von den unteren scheidet, dem entsprechend regt sich auf Gottes Schöpferwort am vierten Tage das Wasser von lebenden Tieren, und Vögel fliegen an der Himmelsfeste hin; am dritten Tage wird das Festland von den Gewässern geschieden und so die Möglichkeit für den Pflanzenwuchs gegeben, am sechsten wird das Festland mit den verschiedenen Tierarten belebt, und endlich geht der Mensch aus Gottes Schöpferhand hervor. Im ersten Dreitagewerke also wird nach Hervorbringung der Grundbedingung alles Werdens und Seins, des Lichtes, die Stätte bereitet, auf welcher der Beginn des organischen Lebens mit der noch am Boden haftenden Pflanze gemacht wird, das zweite Dreitagewerk stellt die Erschaffung der teils unfreiwillig nur nach in ihnen liegenden Naturgesetzen (Gestirne)<sup>1)</sup>, teils frei sich bewegenden Einzelwesen dar, bis im Menschen der vollendende Abschluss erreicht wird. In dieser doppelten Dreiheit jedoch einen Hinweis auf die göttliche Dreizahl zu finden, scheint fast ebenso gewagt, als wenn man in den drei Anfangsbuchstaben des ersten Bibelwortes בְּרֵאשִׁית und in den drei gleichen Buchstaben des zweiten בְּרֵא die göttliche Trinität בֵּן, רִיחַ, אֱלֹהִים angedeutet sehen will.

V. 1. „Im Anfange schuf Gott den Himmel und die Erde.“ V. 2. „Und die Erde war eine Wüstenei und Öde und Finsternis auf der Oberfläche des tosenden Wogenschwalles, und der Geist Gottes schwebte über den Gewässern.“ Das Wort בְּרֵא im Kal setzt zwar nicht notwendig eine creatio ex nihilo voraus, ist aber vorwiegend der Ausdruck für das göttliche Hervorbringen, und im ganzen Zusammenhange scheint das Vorhandensein eines Urstoffes ausgeschlossen zu sein. Vielmehr ist nach unserer Auffassung in V. 1 grade die Erschaffung dieses Urstoffes ausgesprochen, in welchem als einer gestaltlosen, von Wasser überfluteten Masse (V. 2) Himmel und Erde erst keimartig enthalten sind; wird doch erst V. 7 und 8 die Erschaffung der Feste, welche Gott Himmel nennt, und V. 9 und 10 die Scheidung des Trocknen, der Erde, von den Gewässern erzählt. Denn gegen die Fassung von V. 1 als einer Überschrift für den ganzen Schöpfungsbericht spricht die anknüpfende Fortsetzung in V. 2 וְהָאֵרֶץ הָיְתָה חֹשֶׁךְ. Grammatisch zulässig wäre mit Parenthesierung von V. 2 die Übersetzung: Im Anfange, da Gott Himmel und Erde schuf (und die Erde war u. s. w.), V. 3 da sprach Gott: Es werde Licht. Zur Annahme einer so verwickelten Konstruktion können wir uns aber bei der sonst so einfachen, schönen Form der Darstellung ohne dringenden Zwang nicht verstehen. Nicht so sehr um einer Schwierigkeit zu entgehen als aus dogmatischen Gründen hat man zwischen den ersten und zweiten Vers einen beliebig langen Zeitraum legen zu müssen oder zu dürfen gemeint, in welchem der

<sup>1)</sup> Ich kann der Meinung nicht beitreten, dass die Gestirne deshalb dem zweiten im übrigen die Erschaffung lebender Wesen enthaltenden Dreitagewerk zugeteilt seien, weil dieselben sonstigen poetischen Ausdrücken (Richter 5, 20 Jesaja 40, 26) entsprechend lebend gedacht würden. (So noch der kürzlich verstorbene Metzger in seinem Hilfsbuch zum Verständnis der Bibel, zweites Bändchen, S. 3, Anmerk. 6, ein Werk, welches übrigens mit Nutzen beim Religionsunterrichte verwandt wird; es ist sehr zu bedauern, dass der Verleger dasselbe über das vierte Bändchen hinaus nicht fortsetzen zu wollen scheint.)

Fall Satans und seiner Engel stattgefunden habe; es sei „durch Gottes Zornmacht die durch den Geisterfall verderbte ursprüngliche Welt (V. 1) zusammen geschmolzen“ zu dem **הָהוּ וְכִהְיֶה** V. 2. Gegen seinen eignen früheren Einwand, dass, wenn V. 1 die Thatsache der Urschöpfung und V. 2a dasjenige ausspräche, was die Erde geworden, nachdem sie zuvor etwas andres gewesen, man die Aussage der Thatsache der Zerrüttung mit **וַיִּהְיֶה** erwartete statt **וַיִּהְיֶה אֶרֶץ הַיָּבֵשׁ**, bemerkt Delitzsch in der dritten Auflage seines Kommentars zur Genesis, S. 104: Allerdings hätte der Verfasser **וַיִּהְיֶה** schreiben müssen, wenn er dem Leser die Verknüpfung des Chaos mit der Geisterwelt nahe legen wollte. „Aber,“ so fährt er fort, „es ist ja sehr fraglich, ob diese Verknüpfung in seinem Bewusstsein lag, er berichtet einfach den Thatbestand des Anfangs der gegenwärtigen Welt, und unsere Erklärung ist nicht Exegese, sondern ein Versuch, das Berichtete und der Forschung Anheimgegebene von unserm einen weiteren Umblick, als der Verfasser ihn hatte, gewährenden neutestamentlichen Standpunkte aus zu verstehen.“ Aus diesen wie den darauf folgenden weiteren Darlegungen geht klar hervor, dass es dieser Auffassung besonders darauf ankommt, einen Zeitraum zu finden für die Erschaffung der Engel und den Fall eines Teiles derselben, wie sie andererseits den Vorteil zu gewinnen meint, mit den vielen Tausenden, ja Millionen von Jahren, sich abfinden zu können, welche von der Geologie für die Existenz der Erde im Gegensatz zu der wörtlichen Fassung des Berichtes der Genesis angenommen werden. Ueber diesen letzteren Punkt werden wir uns weiterhin auszusprechen Gelegenheit nehmen; wenn aber der Verfasser selbst sich des angenommenen Verhältnisses zwischen V. 1 und 2 nicht bewusst gewesen ist, wenn die Erzählung V. 2 einfach anknüpfend den Zustand darstellt, aus welchem im weiteren Verlaufe sich die geordnete Welt durch die göttliche Machtwirkung gestaltet, so können wir uns nicht dazu verstehen, solche dem Texte völlig fremde Dinge zwischen den Zeilen herauszulesen.

Über der chaotischen Masse, dem Urstoff von Himmel und Erde, V. 2 speziell **אֶרֶץ הַיָּבֵשׁ** genannt, weil die Erde als Wohnort des Menschen Zweck der Darstellung ist, braust ungetrennt von diesem Stoffe eine Wasserflut, **הַיָּם**, von Finsternis umlagert, aber das Prinzip der schöpferischen Gestaltung und des Lebens, der Geist, der Odem Gottes, schwebt schon darüber, gleichsam wie ein Adler über den Jungen brütend (**מִרְחֶפֶת**, cf. Deuter. 32, 11). So ist die weitere göttliche Schöpfungsthätigkeit vorbereitet, die nun darin nach der Darstellung unseres Berichtes besteht, dass in wohlgeordneter Reihenfolge durch Gottes Machtwort die gestaltlose Masse gesondert wird und vom Niedern fortschreitend zu immer höherem Wesen und Leben sich entwickelt. Nicht durch mühevolltes Wirken und Arbeiten eines Demiurgen wird das Weltall aufgebaut, sondern die in der geschaffenen Materie verborgenen Keime entfalten sich, nicht durch Zufall und nach Willkür, wie könnte dadurch ein so harmonisch vollendetes Universum zu Tage treten, sondern nach wohlgeordnetem Plane durch das allmächtige schöpferische: Es werde! Über die Zeitdauer der chaotischen Existenz (V. 2) ist im Texte keine Andeutung, da sie für den Zweck der Darstellung völlig

gleichgültig ist. Das V. 3 bis 5 erzählte erste Tagewerk zeitlich unmittelbar an das V. 1 und 2 Berichtete zu knüpfen ist jedenfalls nicht notwendig.

V. 3. Und es sprach Gott: Es werde Licht! Und es ward Licht. V. 4. Und es sah Gott das Licht, dass es gut sei; und Gott schied zwischen dem Licht und zwischen der Finsternis. V. 5. Und Gott nannte das Licht Tag, und die Finsternis nannte er Nacht.

In einer durch die Kürze feierlichen und erhabenen Ausdrucksweise ist V. 3 als Inhalt des ersten Tagewerkes die Erschaffung des Lichtes dargestellt. Warum lässt unser Bericht Gott mit der Erschaffung des Lichtes sein Schöpfungswerk beginnen? Tuch (Kommentar über die Genesis) sagt darüber: „Nach der sinnlichen Anschauungsweise der alten Welt ist zuerst Licht notwendig, bevor Gott weiter zu wirken fortfahren kann.“ Mag aber auch eine gewisse anthropomorphische Anschauung über Gott in unserm Berichte nicht fremd sein, so scheint doch vielmehr in diesem Punkte den Verfasser ein wunderbar tiefer Einblick in die Natur geleitet zu haben. Ist doch das Licht eine wesentliche Bedingung des Bestehens höher organisierter Wesen, andererseits auch der Grund und die Veranlassung zu so manchen physikalischen Erscheinungen sowohl wie zu chemischen Verbindungen und Zersetzungen; durch solche physikalische und chemische Vorgänge kommt aber Bewegung in die Materie, infolge deren sich einzelne Massen gestalten, Weltkörper sich konzentrieren, wie ja die Naturwissenschaft lehrt. So zeugt es von einem feinen Natursinn, wenn unsere Schöpfungsgeschichte das Licht als Grundlage des sonstigen Werdens in der Natur ansieht. Es ist auch nicht so überaus befremdlich und gar für ein „plumpes Versehen“ zu halten, wenn nach der Erschaffung des Lichtes am ersten Tage die Erschaffung der leuchtenden Himmelskörper erst auf den vierten Tag verlegt wird. Das Licht  $\text{אור}$ , V. 3 ist als eine für sich bestehende Substanz gedacht, welche gewissermassen im weiteren Verlauf um die  $\text{מארה}$ , die Lichtträger gelegt, mit denselben verbunden wird; zu deren Entstehung war eben das Licht erforderlich. Wurde doch auch nach Herschel der Sonnenkörper selbst nicht als Quelle des Lichtes angesehen, sondern eine denselben umgebende Hülle, die Photosphäre. „Licht vor der Sonne ist jetzt so wenig ein Stein des Anstosses, dass die Wissenschaft, auch abgesehen von dem biblischen Schöpfungsberichte, um es mit Worten eines amerikanischen Forschers auszudrücken, bekennt: This stumbling-block is the corner-stone of creation.“ (Delitzsch). Gott, „der da hiess das Licht aus der Finsternis hervorleuchten.“ (2. Cor. 4, 6), scheidet nun zwischen Licht und Finsternis, heisst es weiter, und zwar ist ein zeitliches Trennen, ein Wechsel zwischen beiden gemeint, wie wir aus der Benennung des Lichtes mit Tag, der Finsternis mit Nacht ersehen. Worauf dieser Wechsel vor dem Vorhandensein des Sonnensystemes beruhend gedacht wird, ist unberührt gelassen, dass aber ein Wechsel von Tag und Nacht gleich im Anschluss an das erste Schöpfungswerk angenommen wird, geht aus den Schlussworten des fünften Verses hervor: Da ward es Abend und es ward Morgen, ein erster Tag. (Luthers Übersetzung: „Da ward aus Abend und Morgen der erste Tag“ ist weder dem Wortlaute, noch, wie wir sehen werden, dem Sinne völlig entsprechend). Mit diesen Worten werden alle einzelnen

Schöpfungswerke von einander getrennt. Durch jedes derselben wird die Natur auf eine höhere Stufe der Entwicklung gehoben, doch geschieht dies nicht in unmittelbarer Aufeinanderfolge, sondern auf jedes Werk, durch welches der schöpferische Keim zu neuer Gestaltung in die Materie gelegt ist, folgt ein Abend (mit Einschluss der Nacht), eine Zeit, in welcher die schöpferischen Kräfte zur Verarbeitung kommen können; der Abschluss eines jeden Schöpfungswerkes ist erst mit dem folgenden Morgen erreicht, an welchem nun die neue schöpferische Thätigkeit wieder beginnt und die Welt auf eine neue Stufe der Naturentfaltung gehoben wird. Es ist dabei nicht notwendig, ja scheint bis zum vierten Tagewerke, der Erschaffung des Sonnensystems, gradezu ausgeschlossen, den Gesamttag von Morgen zu Morgen schon als einen Zeitraum von 24 Stunden anzusehen oder auch nur von dem Berichte als solchen gedacht anzunehmen. Vielmehr ist es nach vorstehender Auffassung durchaus mit dem Texte vereinbar, jeden Schöpfungstag, an welchem die Erhebung auf eine neue, höhere Naturstufe stattfindet, sich als Schöpfungsperiode von einer uns unerforschlichen Länge vorzustellen, sodass in dieser Beziehung eine Harmonie zwischen unsern Schöpfungstagen und den von der Geologie geforderten endlosen Zeiträumen herzustellen ist.<sup>1)</sup> Dass bei solcher Annahme die Exegese sich „durch ungehörige und unzeitige Rücksichten auf vermeintlich sichere Ergebnisse der Naturwissenschaften den einfachen klaren Sinn des Schriftwortes trüben lasse,“ können wir Keil (Biblischer Kommentar über die Bücher Moses) um so weniger zugestehen, da er selbst erklärt, es lasse sich „nicht nach unserer Stundenuhr messen, wie viel Zeit die ersten Rotationen zu einem vollen Umschwunge der Erde um ihre Axe brauchten und dass diese erst mit der vollendeten Ausbildung unseres Sonnensystemes die Geschwindigkeit erreicht haben mögen, die zu 24 Stunden berechnet worden.“

Die Erschaffung des Himmelsgewölbes zur Scheidung der irdischen Gewässer von den oberen Wassern ist das zweite Tagewerk des Schöpfers, V. 6—8: Und Gott sprach: Es sei eine Feste in der Mitte der Wasser, und sie teile (beständig) zwischen Wasser und Wasser. Und Gott machte die Feste und teilte zwischen dem Wasser, welches unterhalb der Feste und zwischen dem Wasser, welches über der Feste war, und es geschah so. Und es nannte Gott die Feste Himmel, — da ward es Abend, und es ward Morgen, ein zweiter Tag. — Der Grundbedeutung von רָקַע, stossen, dann in schon abgeleiteter Bedeutung: breit schlagen, entsprechend ist רָקַע expansum, das Ausgebreitete, eine Ausdehnung; es könnte demnach wohl damit „die Ausdehnung des Luftraums, welche als Atmosphäre den Erdkörper umgiebt und von den andern Weltkörpern scheidet“ (Keil) damit bezeichnet sein; doch glauben wir nicht die Darstellung unseres Berichtes auf diese Weise mit unserer jetzigen Naturanschauung in Übereinstimmung bringen zu müssen; der Verfasser steht, wie auch sonst die alttestamentliche Ausdrucksweise, auf dem Standpunkte der sinnlichen Anschauung des Altertums, wonach der Himmel als ein festes Gewölbe sich über der Erde erhebt, wie ein Zelttuch (Psalm 104, 2) oder Gewebe (Jes. 40, 22) über dieselbe gespannt ist. Die Septuaginta giebt daher auch רָקַע mit στερέωμα, die Vulgata mit firmamentum

<sup>1)</sup> Vergl. Zollmann, Bibel und Natur in der Harmonie ihrer Offenbarungen.

wieder. Über dieser Feste und getrennt durch dieselbe von den irdischen Gewässern, von denen er sich losgelöst hat, wird der Himmelozean wogend gedacht, הַיָּם אֲשֶׁר מֵעַל הַשָּׁמַיִם (Psalm 148, 4), der sich bei der grossen Flut durch die geöffneten Fenster des Himmels auf die Erde ergiesst (Gen. 7, 11). Denn nicht die Wolken sind unter den oberen Gewässern verstanden; befinden sich die letzteren doch über dem Himmel, an welchem nach Vers 17 die Gestirne befestigt gedacht werden. Die Naturanschauung des Berichtes ist also die, dass die Himmelsmaterie als wässrige Masse von den das Festland noch in sich schliessenden Fluten der Erde getrennt wird; die weitere Entwicklung und wohlgeordnete Gestaltung beider Teile der sichtbaren Welt ist wiederum das Werk der göttlichen Schöpfungsthätigkeit, welche sich nun am dritten Tage der Erdmasse, als dem Hauptgegenstande für den Zweck der Darstellung, zuwendet und dieselbe zum Abschluss bringt.

Zweifach ist das Werk dieses Tages, zuerst die Scheidung des noch ungebändigt das Land überflutenden Wassers, welches an Einen Ort durch Gottes Machtwort gesammelt, Meer genannt wird, während Gott das nun sichtbar gewordene Trockne speziell Erde benennt. Wie noch in der geschichtlichen Zeit Erdmassen sich über dem Meere erhoben, ja solche Erhebungen noch heutzutage nicht selten beobachtet werden, so mögen auch hier ähnliche natürliche Faktoren der Schöpfungsthätigkeit Gottes als Mittel gedient haben, der Bericht stellt nur in aller Kürze das Faktum fest, aus welchem die Macht des Schöpfers erhellt, der da spricht und es geschieht, und so er gebeut, so steht es da. Herrlich besingt der Dichter des 104. Psalms diesen ersten Teil des dritten Tagewerkes, V. 5—9:

Er gründete die Erde auf ihrer Stätte,  
Dass sie nicht wankte in Ewigkeit.  
Mit Flut wie mit einem Kleide bedecktest du sie,  
Über den Bergen standen Gewässer;  
Vor deinem Drohen wichen sie zurück,  
Vor der Stimme deines Donners flohen sie mit Schrecken.  
Aufstiegen Berge, jene sanken in Thäler  
An den Ort hin, so du gegründet ihnen;<sup>1)</sup>  
Eine Grenze hast du gesetzt, nicht gehen sie hinüber,  
Nicht werden sie wieder die Erde bedecken.

Jetzt lässt auf Gottes Geheiss die junge vom Wasser geschiedene Erde den (also im Keime schon darin enthaltenen) Pflanzenwuchs als erste Stufe der organischen Schöpfung hervorspriessen, nicht sowohl als Schmuck für dieselbe, als um sie vorzubereiten für ihre Bestimmung, die Stätte lebender Wesen und in letzter Linie des Menschen zu werden. Dass dies demselben Tagewerke, also der gleichen Naturstufe mit der Formation der Erdoberfläche zugeschrieben wird, zeugt von feinem Verständnis für den innigen Zusammenhang zwischen dem Boden und der Pflanze; nicht nur ist diese in betreff ihrer Nahrung auf den Boden angewiesen, sondern der Humus bedarf

<sup>1)</sup> Die letzten beiden Zeilen nach Delitzsch' (Kommentar über den Psalter) Übersetzung und Erklärung.

auch zu seiner Bildung und Erhaltung der Aufnahme vegetabilischer Bestandteile. Die Dreiteilung des gesamten Pflanzenwuchses Vers 11 und 12 in Grünes (Kryptogamen), samenerzeugendes Kraut und Fruchtbäume ist, wenn auch nicht eine wissenschaftlich begründete, doch durchaus der natürlichen Betrachtungsweise entsprechend. Die Fähigkeit der Fortpflanzung mittels des Samens oder der Frucht wird den Pflanzen je nach ihrer Art zuerteilt.

Mit dem vierten Tage, der Erschaffung der leuchtenden Himmelskörper, (V. 14—19), beginnt die zweite Hälfte des Schöpfungswerkes. Über das Verhältnis dieser Lichtträger zu dem am ersten Tage erschaffenen Lichte haben wir uns schon vorhin ausgesprochen. Wenn wir bemerkten, dass jenes Urlicht, welches auf Gottes Machtgeheiss aus der Finsternis hervorleuchtete, im vierten Tagewerke an die aus dem Chaos herausgestalteten Himmelskörper gebunden wurde, wenn wir andererseits unter den Tagen, wenigstens bis zum vierten derselben, Schöpfungsperioden von langer Dauer verstehen konnten, so ist damit der Einwand zurückgewiesen, wie die Erschaffung des Sonnensystems und des unendlichen Fixsternhimmels dem Werke Eines Tages zugewiesen werden könne. Wird doch an jedem Tage nur der Abschluss dessen berichtet, was durch die bisherige Naturentwicklung vorbereitet ist. Die Lichtkörper an der Himmelsfeste sollen nach göttlichem Willen sein, „zu scheiden zwischen dem Tage und zwischen der Nacht, und sie seien zu Zeichen und zu Zeiterminen und zu Tagen und zu Jahren. Und sie seien zu Lichtern an der Himmelsfeste, zu leuchten auf der Erde.“ Es folgt dann die Ausführung dieses Schöpferwortes und zwar wird dieselbe in der kindlich-naiven Naturanschauung und Darstellungsweise des Altertums berichtet: „Und Gott machte die zwei grossen Lichter, das grössere Licht zur Herrschaft über den Tag, und das kleinere (korrelate Komparative nach Ges. § 119, 1, a. E.) Licht zur Herrschaft über die Nacht, und die Sterne. Und es setzte sie Gott an die Himmelsfeste, zu leuchten auf der Erde, und zu herrschen über den Tag und über die Nacht, und zu teilen zwischen Licht und Finsternis.“ Die Scheidung von Tag und Nacht, das Leuchten auf der Erde wird in den verschiedenen Wendungen und Wiederholungen als der Hauptzweck der Himmelskörper bezeichnet; was nach Vers 4 durch allgemeine schöpferische Anordnung geschah, wird nun an den Lauf und Wechsel der Sonne und des Mondes, deren Benennung hier wohl nicht, wie Tuch annimmt, durch ein Versehen des Verfassers, sondern als unwesentlich mit Absicht übergangen wird, geknüpft, womit die Ordnung der jetzigen Tageslänge von 24 Stunden gegeben zu sein scheint. Wenn die Existenz des Lichtes das erste Erfordernis für die Gestaltung des Chaos war und Hauptbedingung für die Vegetation, so ist doch ein regelmässiger Wechsel desselben mit der Nacht bis zu dieser Naturstufe ohne Belang, von wesentlicher Bedeutung ist derselbe aber für den tierischen Organismus, der zu seiner Erhaltung eines regelmässigen und kürzeren Wechsels von thätiger Bewegung und Ruhe bedarf, ein Wechsel, welcher mit dem zwischen Tag und Nacht in merklichem Zusammenhange steht. Der schon mehrfach bewunderte Natursinn spricht sich bei der Anordnung unseres Berichtes also auch darin aus, dass zwischen die Erstehung der Pflanzenwelt und der Tierwelt die Herstellung des Kreislaufes der Gestirne gerückt ist, welche das Licht aufnehmen und dessen Wirkung auf die Erde vermitteln und regeln sollen.

Abgesehen von diesem Hauptzwecke sollen die Himmelskörper aber noch dienen **לְאֹתָהּ וּלְמוֹעָדִים וּלְיָמִים וְשָׁנִים**, zu Zeichen und zu Zeiten und zu Tagen und zu Jahren. Die vier Substantive grammatisch gleichwertig von **וְרֵוִי** abhängen zu lassen, ist mindestens hart, wie die Übersetzung zeigt, wenn man auch unter **אֹתָהּ** Merkszeichen für die Himmelsgegenden verstehen kann. Ebenso ist die Annahme eines *ἐν διὰ δὲ* (sie seien zu Zeichen für Zeiten) sprachlich kaum zu rechtfertigen. Indem wir dagegen **וְ — וְ** gleich et — et fassen (Ewald § 359), erhalten wir den Sinn: Sie sollen zu Merk- und Unterscheidungszeichen dienen sowohl für Zeittermine, (insofern die Jahreszeiten und Zeitpunkte für periodisch wiederkehrende Naturerscheinungen und Arbeiten des Menschen auf dem Acker in Beziehung stehen zum Stande der Gestirne), als auch für Tage und Jahre, d. i. zur Unterscheidung und Zählung derselben. — Dass der Verfasser des Berichtes die Erde als den festen Mittelpunkt, um welchen sich die Himmelskörper drehen und für welchen sie geschaffen sind, dass er Sonne und Mond im Unterschiede von den Sternen die grossen Lichter nennt, (sind sie es doch in Wahrheit betreffs ihrer Wirkung auf die Erde), dass er sich überhaupt über seine Zeit in betreff astronomischer Kenntnisse und Anschauungen nicht erhebt, kann nur den in Verwunderung setzen und betrüben oder dem zu überlegenem Lächeln Veranlassung geben, welcher mehr und anderes von der Bibel verlangt und erwartet, als sie ist und sein will, nämlich Urkunde der Offenbarung religiöser Wahrheiten, nicht Quelle naturwissenschaftlicher Kenntnisse. Mögen die Gestirne nach dem Ratschluss des Schöpfers im Weltall noch andere Bestimmungen erfüllen, unsere Schöpfungsgeschichte hat nur ihre Bedeutung für die Erde und deren Bewohner im Auge, ebenso wie der 104. Psalm, welcher das vierte Tagewerk mit den Worten besingt:

Er hat den Mond gemacht zur Zeitbestimmung,  
Die Sonne weiss ihren Niedergang.  
Machst Du Finsternis, so ist es Nacht,  
Drin regt sich alles Wild des Waldes;  
Die jungen Löwen, die nach Raub brüllen,  
Von Gott ihre Speise zu suchen.  
Geht die Sonne auf so verschwinden sie  
Und lagern sich in ihren Höhlen.  
Der Mensch geht aus zu seinem Werke  
Und zu seiner Arbeit bis zum Abend.

Nachdem so durch Sonderung der Elemente und Ordnung des Lichtwechsels sowie durch Bedeckung des Erdbodens mit Gras, Kräutern und Blumen die Bedingung für die Existenz lebendiger Wesen erfüllt ist, regen sich auf Gottes Geheiss am fünften Tage „die Gewässer vom Gewimmel lebender Tiere“. Wenn auch **שָׂרִיז** zunächst Akkusativ des Inhaltes ist, so wird doch andererseits, indem in **יִשְׂרָצוּ** eine kausative Färbung erkannt wird (Delitzsch führt zum Belege Ex. 7, 28, Ps. 105, 30 an), das Wasser indirekt als Stoff bezeichnet, aus welchem die dieses Element belebenden

Wesen gebildet sind, wie dies Vers 24 inbetroff der Landtiere von der Erde direkt ausgesprochen ist in den Worten **הוּצֵא הָאָרֶץ נֶפֶשׁ חַיָּה**. Aber nicht nur die Wassertiere im weitesten Umfange erschafft Gott an diesem Tage, die grossen Seeungeheuer sowohl wie alles lebende Wesen, wovon sich das Wasser regt, „nach ihrer Art“, sondern auch „das Geflügel soll fliegen über der Erde an der Fläche der Himmelsfeste.“ (**עַל פְּנֵי מַצְרִים**, wie 1 Sam. 15, 7).

Dass der Bericht die Erschaffung dieser beiden Klassen von Geschöpfen, der Wasser- und Luftbewohner, vereinigt, während er die Entstehung der Landtiere mit der des Menschen gemeinsam dem sechsten und letzten Tagewerke zuweist, hat seinen Grund wieder in der ganzen Anlage der Darstellung. Es drückt sich darin nicht die Annahme einer näheren Verwandtschaft aus zwischen den Fischen und Vögeln in ihrem inneren Bau und der Art ihrer Fortbewegung, die einen vermittels der Flossen, die andern vermittels der Flügel<sup>1)</sup>; dagegen spricht schon der Umstand, dass in der ersten Klasse auch allerlei Reptilien und sonstige Tiere inbegriffen sind, auch liesse sich wohl leichter eine nähere Beziehung der Vögel zu den Land- als zu den Wassertieren für die äussere Anschauung wahrnehmen. Da das Prinzip der Einteilung das Lebensgebiet ist, im ganzen Berichte aber eine aufsteigende Skala vom Niederen zum Höheren, gradezu eine Entwicklung auf den Menschen hin beobachtet wird, so lässt die Darstellung die dem letzteren ferner liegenden Gebiete, das Wasser und dann die oberen Luftregionen, zuerst bevölkert werden, um schliesslich am sechsten Tage, wie am Schlusse des ersten Dreitagewerkes, zur Erde zurückzukehren und diese mit ihren Bewohnern anfüllen zu lassen.

Während es von den Pflanzen einfach heisst, dass sie mit der Besamung geschaffen sind, wird über die Geschöpfe des fünften Tagewerkes von Gott der Segen ausgesprochen: Seid fruchtbar und mehret euch und erfüllet das Wasser im Meere, und die Vögel mehren sich auf der Erde.

Die Belebung des am dritten Tage entstandenen Festlandes ist nun das erste Werk des sechsten Schöpfungstages, indem die Erde nach Gottes Geheiss lebende Wesen nach ihrer Art hervorgehen lässt. Die Keime des Lebens entwickeln sich also auf dieser Schöpfungsstufe aus der Erde durch Gottes Schöpferthat, so dass die Tiere des Festlandes in ihren Artunterschieden zur Erscheinung kommen, und es unterscheidet der Text drei Abteilungen derselben, **בְּהֵמָה**, hauptsächlich die Herden- und Lasttiere, **רֶמֶשׂ הָאָרֶץ**, kleines am Boden kriechendes Getier, wie Reptilien und Insekten, und **חַיָּה אֶרֶץ** (alte Form des stat. const.), worunter das Wild des Feldes und Waldes zu verstehen ist.

Wie dem dritten Schöpfungstage so ist auch dem ihm entsprechenden sechsten ein zweifaches Werk zugeschrieben, nach der Erschaffung der Tiere des Landes wird die des Menschen in unmittelbarem Anschluss berichtet. Wenn damit die Annahme

<sup>1)</sup> So mehrere Kirchenväter, wie Basilius der Grosse und Ambrosius, in deren Aeusserungen über diesen Punkt Zöckler (Geschichte der Beziehungen zwischen Theologie und Naturwissenschaft, I. S. 271 f.) auffallende Anklänge an moderne Transmutationstheorie hervorhebt.

einer Verwandtschaft desselben mit den übrigen Naturwesen der Erde angedeutet ist, so wird doch wiederum seine Erhabenheit über sie und die ganze Schöpfung in nachdrücklichster Weise zur Anschauung gebracht. Durch ein feierliches Selbstgespräch, mit welchem der Akt eingeleitet wird, hebt sich derselbe schon von allen den vorhergehenden Schöpfungswerken ab: „Wir wollen Menschen machen in unserem Bilde, nach unserer Ähnlichkeit, und sie sollen herrschen über die Fische des Meeres und über die Vögel des Himmels und über das Vieh und über die ganze Erde<sup>1)</sup> und über alles Gewürm, welches auf der Erde kriecht.“

Der Plural in dieser Rede ist weder mit den Kirchenvätern trinitarisch zu fassen, noch liegt demselben eine althebräische polytheistische Vorstellung zu Grunde. Auch liegt dem Texte die Anschauung fern, dass Gott diese Worte an einen ihn umgebenden Kreis von Geistern (*δυνάμεις*, Philo) gerichtet habe; das Himmelsheer, welches in späteren Büchern des alten Testaments den Herrscherthron Gottes umgiebt, vernimmt seine Befehle, dagegen würde bei der Vorstellung einer solchen Beratung Gottes in betreff des Schöpfungswerkes seine sonst im ganzen Berichte hervortretende Erhabenheit und Allmacht Beschränkung erleiden und, wie Tuch bemerkt, Elohim mit gnostischen Sekten für den *primus inter pares* erklärt werden; dies um so mehr, da es sich nicht nur um den Plural in *נַעֲשֶׂה* handelt, sondern auch in den Suffixen *בְּצַלְמֵנוּ* und *בְּרִמְוֵהֵינוּ*, wonach also der Mensch auch nach dem Ebenbilde der Geister geschaffen sein müsste. Wir nehmen daher einen pluralis majestatis an, ähnlich wie ein solcher Genesis 11, 7 bei der Selbstaufforderung Gottes gebraucht wird. In der Erzählung von der Ausführung dieses Beschlusses V. 27 schwingt sich der Bericht zur Form des poetischen Parallelismus auf, so dass es „wie ein Jubelhymnus erklingt“: Und Gott erschuf den Menschen in seinem Bilde, im Bilde Gottes erschuf er ihn, als männliches und weibliches Wesen erschuf er sie.

Das Ebenbild aber, nach welchem der Mensch geschaffen wird, ist nicht als körperlich zu denken, wonach dasselbe etwa in seinem aufrechten Gange, der gebietenden Herrscherstellung, und in sonstigen leiblichen Vorzügen bestände. Wenn aber die christliche Dogmatik in Jahrhunderte langem Entwicklungsgange in dieser göttlichen Ebenbildlichkeit den Zustand körperlicher, intellektueller und sittlicher Vollkommenheit hat finden wollen, wenn eine anerschaffene oder von Gott als *donum superadditum* beigelegte Heiligkeit und Unsterblichkeit als Inhalt dieses Bildes Gottes erkannt wird, welches mit dem Sündenfalle verloren gegangen sei, so ist dies weder in dieser Stelle noch sonst in der heiligen Schrift begründet. Es handelt sich hier einfach um das Verhältnis des Menschen zur übrigen Schöpfung, und es spricht sich die Erkenntnis aus, dass der Mensch das höchste und vollkommenste aller Geschöpfe ist, als ein geistiges Wesen der Gottheit verwandt, und eben vermöge dieser geistigen Seite seines Wesens befähigt, sich als Herrscher die übrige Schöpfung zu unterwerfen, wie dieses

<sup>1)</sup> Da hier im übrigen die lebenden Geschöpfe als das Bereich der Herrschaft des Menschen aufgeführt sind nach der vorher angedeuteten Einteilung, mit Ausnahme von *הַיַּיִת הָאָרֶץ*, so ist die Annahme nicht unwahrscheinlich, dass *חַיֵּית* zwischen *עַל כָּל* und *הָאָרֶץ* ausgefallen ist, wonach es also heißen würde: und über alles Wild der Erde.

neben dem Segen der Fortpflanzung Vers 28 als seine Bestimmung ausgesprochen wird. So gering der Mensch auch im Schöpfungsall dasteht, nach seiner Gottesähnlichkeit beherrscht er dasselbe, ein Gedanke, welcher auf Grund der vorliegenden Stelle den Sänger des 8. Psalms zu den Worten begeistert:

Wenn ich deine Himmel ansehe, das Werk deiner Finger,  
Den Mond und die Sterne, die du bereitet hast:  
Was ist der Mensch, dass du sein gedenkest  
Und des Menschen Sohn, dass du ihn anschauest.  
Und hast ihn gemacht wenig geringer als Gott  
Und mit Ehre und Schmuck ihn gekrönt.  
Du hast ihn zum Herrscher gesetzt über das Werk deiner Hände.  
Alles hast Du unter seine Füße gelegt,  
Schafe und Rinder allzumal  
Und auch die Tiere der Wildnis,  
Vögel des Himmels und Fische des Meeres,  
Die da durchschweifen die Pfade der Meere.

Ein neues Wort Gottes weist Vers 29 und 30 den lebenden Geschöpfen ihre Nahrung an, und zwar erhält der Mensch neben dem grünen Kraut des Feldes auch die Früchte der Bäume zur Speise, während die Tiere auf ersteres beschränkt werden. Allen wird aber nur vegetabilische Nahrung gestattet, erst nach der grossen Flut bekommt der Mensch die Anweisung (Genesis 9, 3), sich auch des Fleisches der Tiere als Speise zu bedienen. Es ist damit der Anschauung Ausdruck gegeben, dass nach der Schöpfung ein Zustand des unbedingten Friedens in der Natur herrschte, dass der Mensch in Eintracht neben den Tieren lebte und ein gegenseitiges Befehlen und Töten, wie es beim Genusse animalischer Nahrung erforderlich, erst im weiteren Verlaufe der Zeit eingedrungen ist. Darum erwarten die Propheten auch von der messianischen Zeit die Wiederkehr dieses idealen Friedens, wie es bei Jesaias Kap. 11, 6—8 heisst: „Es wird der Wolf bei dem Lamme wohnen, und der Parder bei dem Böckchen lagern; und das Kalb und der Löwe und Mastvieh werden zusammensein, und ein kleiner Knabe wird sie hüten. Kühe und Bären werden auf der Weide gehen, zusammen werden ihre Jungen lagern, und der Löwe wird wie die Rinder Stroh fressen. Und ein Säugling wird sich vergnügen am Loch der Otter, und nach der Höhle der Viper wird ein Entwöhnter seine Hand ausstrecken.“ — Streit und Feindschaft zwischen den Menschen und den Naturwesen sowie der letzteren unter einander, Missklänge und Widerwärtigkeiten, welche unter den verschiedensten Gestalten der mitfühlende Sinn störend in der Natur wahrnimmt, alles dieses wird erkannt als im Widerspruch stehend mit den Veranstaltungen des allmächtigen und gütigen Schöpfers, der nun sein Werk nach dessen Vollendung am sechsten Tage betrachtet, und siehe, es war sehr gut, denn nur Gutes und Vollkommenes kann hervorgehen aus der Schöpferhand des guten und vollkommenen Gottes.

In behaglicher, tautologischer Breite wird nun Kap. 2, 1—3 erzählt, wie das in den sechs Tagen geschaffene Schöpfungswerk, der Himmel und die Erde und all ihr

Heer<sup>1)</sup>, seinen Abschluss am siebenten Tage erreicht<sup>2)</sup>, dadurch dass Gott an diesem ruhte und denselben segnete und heiligte, „weil er an ihm geruht hatte von all seinem Werke, welches Gott durch sein Thun geschaffen hatte.“

Soweit reicht der erste Schöpfungsbericht der Genesis. Fassen wir dessen Inhalt in aller Kürze zusammen, so finden wir in demselben dargestellt, dass durch Gottes Machtwirkung der Stoff zur Schöpfung ins Dasein gerufen, dass durch seinen Willen in wohlgeordelter Stufenfolge aus der ungeordnet durcheinanderflutenden Masse sich das Weltall in schönster Harmonie entwickelt hat, indem der kosmische Himmel von der Erde, auf letzterer das Land von dem Wasser geschieden und mit Pflanzenwuchs ausgestattet, indem dann nach Erschaffung der Himmelskörper Wasser, Luft und Erdboden mit lebenden, zur Fortpflanzung bestimmten Wesen versehen werden und endlich der Mensch als Krone des Werkes und Herrscher des ihm bereiteten Reiches auf Gottes Schöpfergeheiss ins Dasein tritt. Ein Aufsteigen von Niederen zum Höheren, eine Entwicklung vom Unvollkommenen zum Vollkommenen und die Abzweckung auf den Menschen hin haben wir überall bei der exegetischen Behandlung hindurchsicheren gefunden.

Dass mit Kap. II. V. 4 oder 5<sup>3)</sup> ein zweiter Schöpfungsbericht anhebt, wird wohl allgemein zugestanden. Nicht nur unterscheidet er sich von dem ersten durch die Benennung Gottes (יהוה אלהים, Luth.: Gott der Herr, im ersten אלהים) und einzelne Eigentümlichkeiten der Sprache, sondern durch die ganze Art der Darstellung und des Inhaltes; die Reihenfolge der Schöpfungsakte ist gradezu eine verschiedene. Wir nehmen aus diesem zweiten Berichte nur das auf die Schöpfung Bezügliche heraus mit Übergehung dessen, was über Lage und Beschaffenheit des Paradieses gesagt ist und was auf den im dritten Kapitel dargestellten Sündenfall hinüberblickt; denn mit diesem zusammen bildet er ein Ganzes, weshalb Kap. 2, 5—25 von Delitzsch mit Recht als Vorgeschichte des Sündenfalls bezeichnet ist.

Die Abweichung in der Darstellung ergibt sich schon aus der wörtlichen Übersetzung der betreffenden Verse. „Dies ist die Entstehungsgeschichte von Himmel und Erde, da sie geschaffen wurden: Am Tage da Gott der Herr Erde und Himmel machte — und alles Gesträuch war noch nicht auf der Erde, und alles Kraut des Feldes spross noch nicht, denn noch nicht liess Gott der Herr regnen auf der Erde, und der Mensch war nicht da das Feld zu bebauen; und ein Nebel stieg auf von der

<sup>1)</sup> צבא sonst in diesem Sinne nur vom Himmelsheer gebraucht, worunter hier, wie öfter (Jer. 33, 22, Jes. 40, 26), die Gestirne zu verstehen sind, ist ausserdem hier auf die Erde bezogen und bezeichnet so zugleich auch deren verschiedenartige Geschöpfe.

<sup>2)</sup> Dass die Schöpfungsthätigkeit nicht in den siebenten Tag hineinreichend gedacht ist, lehrt der Zusammenhang, wie auch Exodus 20, 11 und 31, 17, ohne dass es nach der oben angedeuteten Erklärung erforderlich ist, mit dem cod. Samar. השבועי in השבועי zu verändern.

<sup>3)</sup> Die Streitfrage, ob Vers 5 (ganz oder teilweise) als Unterschrift zum ersten, oder aber zum zweiten Schöpfungsbericht zu ziehen sei, lassen wir unerörtert.

Erde und tränkte die ganze Oberfläche des Feldes: Da bildete Gott der Herr den Menschen, Staub vom Felde, und blies in seine Nase lebendigen Hauch, und so ward der Mensch zur lebenden Seele.“ Jetzt erst, nachdem die Vorbedingungen für das Wachstum der Pflanzen erfüllt sind durch Aufsteigen des Nebels als Ersatz für den späteren Regen und durch Erschaffung des Menschen, der das Feld bebauen soll: „da pflanzte Gott der Herr einen Garten im Wonnelande (עֵדֶן) östlich, und setzte den

Menschen hinein, den er gebildet hatte; und es liess Gott der Herr aufsprossen vom Erdboden alle Bäume, herrlich anzusehen und gut zu essen.“ Nur dogmatische Befangenheit wird verkennen, dass nach diesem Berichte die Pflanzen nach dem Menschen geschaffen sind. Ebenso ist es aber auch nach V. 18 ff. mit den Tieren. „Und Gott der Herr sprach: Es ist nicht gut, dass der Mensch allein sei, ich will ihm eine ihm entsprechende (כְּנֶגְדוֹ) Hülfe machen.“ Gewissermassen um dem

Menschen das Bewusstsein zu erwecken, dass ein solches Wesen noch nicht vorhanden ist, und in ihm das Verlangen nach einem solchen hervorzurufen, in welchem er sein eigenes Sein und Wesen wiederzuerkennen vermag, bildet nun erst Gott aus der Erde alle Tiere des Feldes und die Vögel des Himmels und bringt sie zu dem Menschen, damit dieser ihnen Namen gebe, „und es nannte der Mensch Namen für alles Vieh und die Vögel des Himmels und alle Tiere des Feldes, dem Menschen aber fand er nicht eine ihm entsprechende Hülfe.“ Nun lässt der Herr den Menschen in einen tiefen Schlaf fallen, nimmt eine von seinen Rippen und baut diese zum Weibe. Und als sie vom Herrn zum Menschen gebracht wird, da erkennt dieser, dass es dieses Mal Bein von seinem Beine und Fleisch von seinem Fleische ist, „darum wird sie Männin genannt werden, weil diese vom Manne genommen ist.“ Nach dem ersten Berichte ist der Mensch als männliches und weibliches Wesen zu gleicher Zeit erschaffen, nach dem zweiten ist das Weib nach einer dazwischen liegenden Zeit, während welcher die Tiere geschaffen werden, aus der Rippe des Mannes gebaut. Wäre dieses der einzige Widerspruch, so liesse sich derselbe, wie es gewöhnlich geschieht, dadurch lösen, dass man den zweiten Bericht für eine weitere Ausführung des die Thatsache nur summarisch enthaltenden ersten erklärt; im übrigen aber die Reihenfolge der Schöpfungsakte in beiden Berichten mit einander in Übereinstimmung zu bringen, wie dieses unter andern Keil in seinem Kommentar mit Aufwendung von grossem Scharfsinn versucht, kann nur mit Vergewaltigung des Textes zustande gebracht werden. Auch Delitzsch spricht die Verschiedenheit der beiden Stücke und ihrer Verfasser aufs bestimmteste aus (a. a. O. S. 135); wir führen die Stelle auch um deswillen an, weil sie mit der in der Einleitung von uns angedeuteten Auffassung von der Entstehung der alttestamentlichen Schriften übereinstimmt. „Wir setzen voraus, was nicht leicht jemand leugnen wird: dass der Verfasser des Pentateuchs schriftliche Vorlagen benutzt hat: sodann aber dass 1, 1 bis 2, 3 eine solche schriftliche Vorlage ist, weil die Darstellungsweisen dieses und des folgenden Stückes so verschieden sind, dass die Einheit des Verfassers mehr als unwahrscheinlich wird. Nicht als ob wir an 2, 5 ss. den Anspruch machten, dass es die lapidarische Ausdrucksweise und die strophische Anlage von 1, 1 ss. fortsetze und sich im Kreise genau desselben

Sprachvorrats fortbewege — aber wir behaupten nicht zu viel, wenn wir behaupten: Gen. 1, 1 ss. und 2, 5 ss. unterscheiden sich nicht minder scharf als Leviticus und Deuteronomium, als die annalistischen Exzerpte des Königsbuchs und die übrigen teils prophetengeschichtlichen, teils prophetisch-deuteronomisch reflektierenden Bestandteile desselben . . . mit einem Worte: sie unterscheiden sich wie priesterliche oder annalistische und prophetische oder deuteronomistische Geschichtsschreibungsweise.“ Delitzsch sucht dann freilich weiterhin (S. 167) diesen Widerspruch dadurch zu lösen und zugleich die biblische Schöpfungsgeschichte mit den geologischen Erforschungen der Neuzeit in Übereinstimmung zu bringen, dass er behauptet, das göttliche Schaffen im ersten Berichte sei nicht nur ein Herausarbeiten der finstern Materie zu lichter lebendiger Gestaltung, sondern zugleich ein Ringen mit dämonischen Mächten, welche die in Wehen versetzte Erde missleiteten, unnatürliche Vermischung und Bastardbildung, gegenseitiges Morden, Krankheit und Tod unter den von Gott geschaffenen Tiergeschlechtern heimisch machten; so unterlagen ganze von Gott ins Dasein gerufene Generationen der Verderbnis jener Gewalten, wurden daher hinweggetilgt und in das Gebirgsinnere der Erde gebettet; so wurde die Erde immer von neuem zum Grabe der organischen Wesen, die sie eine Zeit lang getragen hatte. „Die Schöpfung der Erdwelt war gewissermassen ein Kampf des Schöpfers mit dem Satan und seinen Mächten.“ Das וְהָיָה טוֹב מְאֹד 1, 31 gelte erst für die nach Überwindung jener Mächte und Zerstörung der durch ihre Einwirkung hervorgebrachten Kreaturen zu Tage getretene Gesamtschöpfung, deren Endergebnis 2, 4 ss. zusammengefasst werde. — Mögen durch diese Erklärungsweise, die sogenannte Restitutionshypothese, die beiden verschiedenen Berichte mit einander in Harmonie gebracht, mag dadurch ein Ausgleich mit der modernen Naturforschung versucht und endlich ein Stützpunkt für dogmatische Voraussetzungen gewonnen werden, wir können uns nicht zur Annahme eines solchen dualistischen Kampfes, der vom Verfasser des ersten Berichtes „absichtlich verhüllt“ sein soll, verstehen; sie liegt der ganzen Darstellungsweise fern und ist dogmatischen Voraussetzungen zuliebe hineingetragen, wie jeder Unbefangene aus dem Vergleich der absichtlich von uns etwas ausführlich dargelegten Erklärung Delitzsch' mit dem einfachen Bibelworte erkennen wird.

Aber wir bedürfen einer solchen erzwungenen Übereinstimmung der beiden Schöpfungsberichte nicht, wir erkennen es offen an, dass eine Verschiedenheit inbetreff des Herganges in denselben vorhanden ist.

Aber wie, wird durch das Zugeständnis eines solchen Widerspruches zwischen den beiden ersten Seiten der heiligen Schrift nicht deren Glaubwürdigkeit in Zweifel gezogen, wird das hohe Ansehen, in welchem sie lange Jahrhunderte mit Recht gestanden und weiter stehen soll, nicht wesentlich dadurch beeinträchtigt? Gewiss nicht, es stellt uns diese unleugbare Thatsache aber nachdrücklich vor die Augen und bringt uns gleich am Eingange zum klaren Bewusstsein, wie sie angesehen werden, was sie uns sein und was sie uns nicht sein will; sie will nicht die unfehlbare Lehrerin naturwissenschaftlicher Vorgänge und geschichtlicher Ereignisse sein, sondern Quelle und Grundlage der religiösen Wahrheiten, die oft nur durch ernste Studien und gewissenhafte

Forschung aus der Hülle symbolischer Form und mythischer Gestaltung zu erkennen ist. Durch Buchstabendienst und Wortvergötterung wird der Geist, der da Leben ist und Leben wirkt, ertötet.

Inbetreff der darin ausgesprochenen religiös-sittlichen Wahrheiten aber, welche Sache des Glaubens sind, werden wir beide Berichte in schönster Harmonie mit einander finden, und wenn wir uns diese recht zur Erkenntnis bringen, so werden wir uns trotz der menschlichen Form gleich an der Schwelle der heiligen Schrift angeweht fühlen von dem Geiste, unter dessen Einwirkung dieselbe entstanden ist.

Welches sind nun die in den Schöpfungsberichten der Genesis niedergelegten religiös-sittlichen Wahrheiten im Unterschiede von der äusseren Einkleidung? Dass zunächst das Sprechen Gottes, das sechstägige Arbeitswerk und das Ruhen am siebenten Tage, das Verfertigen der Gestirne und ihr Versetzen an den Himmel, das Bilden des Menschen aus Erde und Einblasen des Geistes in seine Nase, das Bauen des Weibes aus einer vom Manne genommenen Rippe, dass diese Ausdrücke nach unserer Meinung als vermenschlichte Darstellungsweise des geistigen Wesens und Wirkens göttlicher Schöpferthätigkeit zu fassen sind, ist aus unserer bisherigen Betrachtung des Einzelnen schon mehr oder weniger bestimmt hervorgegangen. Das ist nicht etwa ein „Fündlein neuer Weisheit oder modernen Unglaubens,“ sondern zu allen Zeiten ist gegen die buchstäbliche Fassung, die übrigens auch immer ihre nicht unbedeutenden Vertreter gehabt hat, die symbolische Deutung in einzelnen Punkten oder in der Gesamtdarstellung zur Geltung gebracht worden, und zwar auch von solchen, welche als lebendige Glieder der christlichen Gemeinschaft und hervorragende Förderer kirchlicher Wissenschaft galten, wie schon unter den Kirchenvätern Clemens Alexandrinus, Origenes, Ambrosius, Augustinus. Seit dem Siege des Kopernikanischen Weltsystems aber, welches noch bis ins 18. Jahrhundert hinein von der strenggläubigen Theologie der katholischen sowohl wie der lutherischen und reformierten Konfession aufs heftigste bekämpft wurde, weil es nicht mit Gen. 1 und Jos. 10 übereinstimmte, ist eine grobsinnliche, wörtliche Fassung der biblischen Schöpfungsgeschichte nicht mehr festzuhalten, deren geocentrische Weltansicht doch unverkennbar ist. Wenn nun trotz dieses Sieges des Heliocentrismus gegen die biblische Anschauungsweise die christliche Religion unerschüttert stehen geblieben und ihre geistige Machtwirkung unentwegt ausgeübt hat, so können wir auch den weiteren Forschungen der Naturwissenschaften mit ruhigem Mute entgegensehen, unbekümmert dadurch, dass sie in betreff des Herganges, der Reihenfolge und Zeitdauer der Schöpfungsakte mit der biblischen Kosmogonie in Widerstreit geraten. Ob bei der Gestaltung der Erdkruste neptunische oder, wie jetzt wohl allgemein angenommen wird, plutonische Kräfte thätig gewesen sind, mag die Geologie erforschen; sie mag aus der Lage und dem Zustande der Gesteinschichten im Innern der Erde ihre Schlussfolgerungen über die Art des Herganges dieser Bildungen ziehen, sie mag ihre Hypothesen über das Alter der Erde aufstellen und begründen und aus den Fossilien in den verschiedenen Steinschichten ihre Lehren betreffs der Zeit und der Aufeinanderfolge der organischen Gebilde darlegen; das ist ihr Gebiet, und dadurch wird das Wesen der Religion so wenig getroffen, wie durch die astronomischen Forschungen über die Natur und Gesetze der

Himmelskörper und über ihr Verhältnis zu einander und zu der Erde. Aber schliesslich kommt doch die Naturwissenschaft schon in Bezug auf die unorganische Schöpfung auf einem Punkte an, wo ihre Kenntnis aufhört, nämlich bei der Frage: Woher ist denn ursprünglich der Stoff zur Schöpfung, und wie konnte sich aus ungeordneten Massen und durch zügellose Kräfte das Weltgebäude in solch harmonischer Ordnung entwickeln? Lässt doch jeder Mechanismus, jedes Uhrwerk z. B., so natürlich und selbstverständlich uns seine Funktionen sind, auf einen Verfertiger und Leiter desselben schliessen, und das gewaltige Weltsystem sollte eines solchen entbehren? Hier hat die Religion einzusetzen, und sie giebt die Antwort: Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde, und diese Antwort ist abgesehen von der Befriedigung, die nur sie dem religiösen Sinne gewährt, doch mindestens ebenso denkrichtig und mit der Vernunft übereinstimmend wie die Annahme, dass die Materie ewig sei und durch Zufall oder Notwendigkeit, Ausdrücke, welche nur schwach die Verlegenheit maskieren, ihre gegenwärtige Weltgestaltung erreicht habe. Der allmächtige Gott, der von Ewigkeit war, nicht ein pantheistisches Trugbild, hat durch seinen Willen den Stoff hervorgebracht und durch seine weitere schöpferische Einwirkung (der Geist Gottes schwebte über den Wassern) die Himmelskörper und die feste Erdoberfläche, geschieden von den Gewässern, entstehen lassen, das ist eine in der Kosmogonie der Genesis wie in der ganzen heiligen Schrift ausgesprochene religiöse Wahrheit, welche Jahrtausende lang alles Schwanken theologischer Wissenschaft wie alle Veränderlichkeit geologischer wie kosmologischer Forschungen überdauert hat und nach unsrer Überzeugung weiter überdauern wird. Die Naturwissenschaft mag die Gesetze ergründen, nach welchen die Entwicklung des Weltalls und des Erdkörpers, zunächst bis zum Beginn des Lebens, vor sich gegangen ist. „Das grosse Ziel der Naturforschung ist das Auffinden einer vernünftigen, einheitlichen und zwanglosen Erklärung für alle wissenschaftlich beglaubigten Thatsachen oder Wirkungen der Naturkräfte, sowie für alle Spuren, welche die Vorgänge der Vergangenheit hinterlassen haben, für alle gegenwärtigen Veränderungen sowie für die Entwicklung aller Formen und Eigenschaften der unorganischen und der organischen Welt. — Die Erkenntnis der natürlichen Entwicklungsgeschichte des Kosmos, das Auffinden eines einheitlichen, natürlichen und vernünftigen Systems, in welches sich alle durch exakte Forschung erkannten Naturgesetze nicht nur zwanglos einfügen lassen, sondern in welchem ihre Naturbedingtheit, ihre Wechselwirkungen, ihr Ineinandergreifen logisch zu Tage treten, ist das gemeinsame Endziel aller Detailforschung.“ Diesen einen Aufsatz<sup>1)</sup> in einer verbreiteten Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde beginnenden Worten können wir völlig zustimmen; und wir stehen mit der Naturwissenschaft nicht im Widerspruch, wie auch von besonnenen Vertretern derselben zu allen Zeiten zugestanden ist, wenn wir in den von ihr erforschten Gesetzen Kräfte erkennen, welche vom Schöpfer zur Bildung und Erhaltung in die Welt hineingelegt sind. Die Annahme aber der Kosmologie und Geologie, wonach bei der Gestaltung und Entwicklung des Weltalls ein Aufsteigen von Unvoll-

<sup>1)</sup> Einige Worte über die gerechte Würdigung astronomischer Beobachtungen bei Lösung geologischer Probleme; von H. Habenicht in „Das Ausland.“ 1885. Nr. 36.

kommenem zum Vollkommeneren stattfand, widerspricht dem biblischen Schöpfungsberichte, wie wir gesehen haben, ebensowenig, als die, dass physikalische Gesetze dabei wirksam zu denken sind. Die Frage aber, ob andere Welten der jetzigen vorausgegangen waren, liegt ausserhalb des Bereiches der biblischen Kosmogonie, und die schon von Irenäus gotteslästerlich genannte Frage: Was that Gott von Ewigkeit her bis zur Erschaffung der Welt? hat Luther treffend mit dem ihm eignen urkräftigen Humor zurückgewiesen in der Antwort: Er sass in einem Birkenwäldchen und schnitt Ruten für die, so unnütze Fragen thun.

Wie sehr die Religion in Bezug auf die Annahme eines übersinnlichen und überirdischen Urgrundes und Urhebers der Erscheinungswelt, welchen die Religion der Offenbarung als den persönlichen Gott erkannt hat, mit besonnen urteilender Naturwissenschaft übereinstimmt<sup>1)</sup>, geht auch aus einer neuerdings erschienenen Schrift<sup>2)</sup> hervor, in welcher eingehende Kenntnis der Naturwissenschaft mit umfassender philosophischer Durchbildung vereint ist. Dasselbst wird in der ersten Abhandlung (Über Causalzusammenhang und Gesetzlichkeit in der Natur) nachgewiesen, wie allem, was unseren Sinnen als Wirklichkeit erscheint und unserem Verstand Nahrung und Beschäftigung giebt, ein Etwas entspricht, was nicht erscheint und was kein Verstand auszudenken imstande ist; ausser dem Grunde, welcher den Zusammenhang der Erscheinungen erklärt, müsse es noch einen solchen geben, der uns begreiflich macht, dass überhaupt etwas erscheine. „Auf die Frage nach diesem tiefsten Seinsgrunde“ erhalten wir freilich durch das Medium der Wissenschaft keine Antwort, aber eben dieser Umstand ist es, welcher die Existenz der Religionen in derselben befriedigenden Weise rechtfertigt, wie der auf die Erkenntnis der kausalen Verknüpfung gerichtete Wissensdrang die Existenz der einzelnen Wissenszweige . . . . „Letztere (die Wissenschaft) hat es effectiv nur mit dem Erforschen des Gewordenen, nicht mit der ersten Entstehung irgend einer Art von Dingen zu thun.“

Ebensowenig aber, wie die Naturwissenschaft das Problem betreffs des Urgrundes und Ursprunges alles Seins in befriedigender Weise zu lösen vermag, hat sie die Frage nach der Entstehung organischer Gebilde, nach dem Ursprunge des Lebens in der Welt, wie viel und eifrig sie sich damit abgemüht hat und noch immer beschäftigt ist, bisher auch nur weitere Kreise der eigenen Fachgenossen zufriedenstellend beantwortet. Niemals ist es gelungen, wie allgemein anerkannt wird, selbst den niedrigsten Organismus durch irgend welche Mittel der Wissenschaft herzustellen, und

<sup>1)</sup> Vgl. auch das Urteil Newtons, des grossen Reformators der Himmelskunde im 3. Buche seiner „Prinzipien“: „Die bewunderungswürdige Einrichtung der Sonne, der Planeten und Kometen konnte nur aus dem Ratschluss und der Herrschaft eines allweisen und allmächtigen Wesens hervorgehen. Und wenn jeder Fixstern Mittelpunkt eines dem unsrigen ähnlichen Systems ist, so muss das Ganze, da es nach einheitlicher Absicht konstruiert erscheint, das Reich Eines und desselben Herrschers bilden. Es folgt daraus, dass der wahre Gott ein lebendiger, einsichtiger und allmächtiger Gott ist, dass er über das Weltganze erhaben und durchaus vollkommen ist. Es ist klar, dass der höchste Gott notwendig existiere; und kraft derselben Notwendigkeit existiert er überall und zu jeder Zeit.“

<sup>2)</sup> Über gelöste und ungelöste Probleme der Naturforschung. Gemeinverständliche wissenschaftliche Abhandlungen von Dr. Otto Zacharias. Leipzig 1885.

nach dem Urteil hervorragender Autoritäten, wie z. B. Liebig, wird dies die Chemie niemals zustande bringen; und doch nimmt der Materialismus an, dass die Urzelle, aus welcher sich alles vegetabilische und animalische Leben entwickelt hat, einer generatio originalis, einer durch zufällig aufeinander wirkende Kräfte hervorgebrachten Selbstzeugung ihr Dasein verdankt, während diese Richtung doch sonst immer betont, dass zu allen Zeiten in der Natur die gleichen Kräfte wirkten und gleiche Ursachen auch gleiche Wirkungen erzeugten. Wie der Materialismus durch die Hypothese einer solchen Urzeugung sein eigenes Prinzip durchbricht, so verlangt er mit der Annahme, dass der Stoff das Leben, die Materie das Bewusstsein aus sich selbst hervorgebracht hat, einen stärkeren Glauben (das Wort nicht in religiösem Sinne gebraucht) als der biblische Schöpfungsbericht, welcher den göttlichen Geist der Materie vorausgehen und das Leben durch das schöpferische Geheiss entstehen lässt.

Dass die Entstehung und auch nur die allgemeinste Bethätigung und Äusserung des Lebens in Bewusstsein und Empfindung nicht in materialistischer Weise „durch molekulare Anordnungen und Bewegungen“ zu erklären sei, wird in der angeführten Schrift von Zacharias<sup>1)</sup> unter Berufung auf hervorragende Autoritäten auf dem Gebiete der Naturkunde wie Du Bois-Reymond, Tyndall, Huxley u. a. nachgewiesen, denen man doch gewiss keine Eingenommenheit durch religiöse Vorurteile zutrauen wird, wie sich Zacharias selbst als begeisterter Verehrer Darwins und seines Systems kundthut. Aus den zahlreichen dort angeführten Citaten, welche den Vorwurf als unbegründet zurückweisen, dass die heutige Naturforschung ihrem Wesen nach materialistisch sei, möge nur ein Ausspruch des berühmten englischen Physikers Tyndall wiedergegeben werden. „Das Problem vom Zusammenhange des Körpers mit der Seele ist ebenso unlösbar in seiner heutigen Form, als es in vorwissenschaftlichen Zeiten war. . . . Fragt man den Materialisten, woher die Materie kommt, wer oder was dieselbe in Moleküle teilt, wer oder was diese Moleküle zwingt, sich in organische Formen zu ordnen, so bleibt er die Antwort schuldig. Die Wissenschaft bleibt stumm auf solche Fragen. Beugen wir daher die Häupter, alle wie wir da sind, Priester und Naturforscher, und gestehen wir unsere Unwissenheit.“

So hindert eine unbefangene und besonnene Naturforschung den religiösen Glauben durchaus nicht, den Gott der Offenbarungsurkunde als Urgrund des Seins und Quelle des Lebens anzuerkennen und zu verehren. Die Annahme aber einer Entwicklung der Organismen aus dem unorganischen Stoffe zu leugnen hat die christliche Religionswissenschaft um so weniger Veranlassung, da in der Schöpfungsurkunde Ausdrücke wie: „die Erde lasse hervorgehen“ auf eine solche hinzuweisen scheinen; nur muss im Gegensatze zum Materialismus hervorgehoben werden, dass die Keime des Lebens der Materie eingepflanzt sind durch die göttliche Schöpfermacht, welche auch die Entfaltung derselben nach ihrem freien Willen geleitet hat.

Daher braucht auch die christliche Weltanschauung, deren Schöpfungsbegriff auf der Grundlage der biblischen Kosmogonie beruht, nicht scheu die Augen vor der Darwinschen Descendenztheorie zu verschliessen und sie sollte dieselbe jedenfalls nicht

<sup>1)</sup> A. a. O. II. Der Zweckbegriff in seiner Anordnung auf Naturdinge.

von vornherein als atheistisch und materialistisch kennzeichnen, sonst läuft sie Gefahr, nicht ohne Grund der Unkenntnis und der Leichtfertigkeit des Urteils geziehen zu werden im Gegensatz zu den bescheidenen und im ganzen massvollen Deduktionen Darwins in seinem Hauptwerke: „Die Entstehung der Arten.“ Danach sind die organischen Wesen (denn nur mit diesen beschäftigt sich seine Untersuchung) nicht durch einen einmaligen Schöpfungsakt in ihren jetzigen Artunterschieden hervorgebracht, sondern die Tiere sollen von höchstens vier oder fünf und die Pflanzen von ebensoviel oder noch weniger Stammformen herrühren, aus denen sich im Verlaufe unendlicher Zeiträume die späteren Arten entwickelt haben durch die Erhaltung günstiger individueller Verschiedenheiten und Abänderungen und Zerstörung nachteiliger (natürliche Zuchtwahl). Der Kampf ums Dasein, das ist der Kampf der Individuen derselben Art oder der Arten gegen andre Arten oder mit äusseren Lebensbedingungen, soll alle die Veränderungen erklären, welche zur Bildung und Ausprägung der Arten geführt haben. Wenn er so die Entstehung der vorhandenen Arten langsam wirkenden und noch fortdauernden Ursachen zuschreibt, so statuiert er doch für jene Urarten einen Schöpfer, wie er auch an verschiedenen Stellen des Werkes ausdrücklich anerkennt, dass ebensowenig wie die Entstehung des Lebens auch die Ursachen der Entfaltung und Ausbreitung desselben bekannt sind. Er will also den Schöpfer weder von dem Anfang der Welt und der organischen Schöpfung noch aus der weiteren Entwicklung derselben verdrängen, dagegen seine Wirksamkeit an natürliche Mittelursachen knüpfen, und nach seiner Meinung „stimmt es besser mit den der Materie vom Schöpfer eingepprägten Gesetzen überein, dass das Entstehen und Vergehen früherer und jetziger Bewohner der Erde durch sekundäre Ursachen veranlasst werde, denjenigen gleich, welche die Geburt und den Tod des Individuums bestimmen,“ als die Annahme, dass jede Art unabhängig erschaffen worden ist.<sup>1)</sup> Mit völliger Objektivität hat Darwin seine Theorie dargelegt und mit grenzenloser Ehrlichkeit die Einwände dagegen selbst erhoben, wie Zacharias<sup>2)</sup> bewundernd sagt, ob er dieselben aber auch alle glänzend widerlegt hat, wie dieser meint, möchten wir doch noch sehr in Zweifel ziehen, zumal Darwin selbst wiederholt die Unzulänglichkeit seiner Beweisführung (wenigstens für jetzt) anerkennt und hervorragende Autoritäten auf den verschiedenen Gebieten der Naturwissenschaft seine Ansichten als unbegründet, ja als völlig unwissenschaftlich, bekämpfen (vgl. Zöckler a. a. O. II, 7. Buch: Die Gegenwart, oder Beziehungen zwischen Theologie und Naturwissenschaft im Zeitalter des Darwinismus). Als Theorie hat jedenfalls der Darwinismus seine grosse Bedeutung, ihn aber zu einer die Religion und das sittliche Leben umgestaltenden Weltansicht zu erheben, lag nicht in der Absicht des Urhebers. Wenn materialistische Vorkämpfer aus seinen Werken ihre Waffen genommen oder an denselben geschärft haben, wenn sie dadurch den Schöpfer und Erhalter aus der Welt zu treiben versuchen, so ist das nicht seine Schuld und es ist schwerlich zu befürchten, dass dies für die Dauer von Erfolg sein wird. Beim Lesen des genannten Werkes wird der religiöse Sinn nicht verletzt, sondern oft genug zur

<sup>1)</sup> Fünfte Auflage der von Carus besorgten deutschen Ausgabe, S. 567.

<sup>2)</sup> A. a. O. VII Charles R. Darwin, der wissenschaftliche Begründer der Descendenzlehre, S. 157.

Bewunderung hingerissen über die herrliche Ordnung und das Ineinandergreifen scheinbar kleiner und unbedeutender Ursachen zur Hervorbringung grossartiger Wirkung, worauf der scharfsinnige Forscher hinweist, und wird auch in diesen Erscheinungen die Kraft des Gottes erkennen, welcher die Vögel ernährt und die Lilien des Feldes kleidet. Was in der Descendenztheorie und Transmutationslehre an Wahrheit enthalten ist, wird sich Bahn brechen und im Laufe der Zeit anerkannt werden. Ein gesunder Bibelglaube verlangt nicht unbedingt, die organischen Wesen in ihrer jetzigen Gestalt als unmittelbar aus Gottes Schöpferhand hervorgegangen sich vorzustellen, sondern vermag sich der Annahme einer Entwicklung und Vervollkommnung derselben wohl anzuschliessen, falls dieselbe sicherer wissenschaftlich begründet wird, als dies bisher geschehen ist. Wie manches Mal muss Darwin in seinen Schriften bekennen, dass er noch fehlende Beweise von besonders paläontologischen Erforschungen der Zukunft erwartet, und es wird allgemein zugestanden, dass auch noch nicht ein Fall von Verwandlung einer Art in eine andere bis jetzt wissenschaftlich erwiesen sei. Nach Virchow hat Darwin die Lücken unseres Wissens mit Vermutungen ausgefüllt. Von anderer Seite hat man den Darwinismus mit dem Kopernikanischen Systeme verglichen und gesagt, wie dieses, anfangs von Naturkundigen nicht minder wie von Theologen bekämpft, siegreich aus allen Anfechtungen hervorgegangen sei, so werde auch Darwins Lehre die Gegner überwinden. In diesem Vergleiche aber liegt für uns auch grade eine beruhigende Kraft. Hat nämlich jene im eigentlichen Sinne des Wortes weltumgestaltende Lehre den Offenbarungsgehalt der heiligen Schrift nicht angetastet, wenn auch die Auffassung des Wortes betreffs äusserer nicht zum Wesen der Religion gehöriger Dinge modifiziert wurde, ist der christliche Glaube von dem Verhältnis des Schöpfers zur Welt dadurch nicht beeinträchtigt, so können wir auch die Zuversicht hegen, dass ein Bibelglaube, der sich nicht an den Buchstaben, sondern an den Geist gebunden weiss, aus den Gefahren, welche ihm von Darwinistischer Seite drohen könnten, glücklich hervorgehen wird.

Das gilt auch für die Anwendung der Darwinschen Theorie auf den Menschen, eine Konsequenz derselben, welche, zunächst von Huxley, Karl Vogt und Häckel gezogen, von Darwin selbst adoptiert und in seinem zweibändigen Werk „Die Abstammung des Menschen und die geschlechtliche Zuchtwahl“ (1871) eingehend dargelegt ist. Darin sucht er zu erweisen, dass der Mensch sowenig wie die übrigen jetzt bestehenden Arten einem besonderen Schöpfungsakte sein Dasein verdankt, sondern wie diese durch eine unendliche Reihe von Entwicklungsstufen hindurchgegangen ist und in seiner Eigenart von irgend einem ältesten Gliede der anthropomorphen Untergruppe der Simiaden abstammt.<sup>1)</sup> Ob diese Hypothese je in weiteren naturwissenschaftlichen Kreisen zur Anerkennung gelangen wird, ist mindestens sehr zweifelhaft, wenigstens

<sup>1)</sup> A. a. O. Band I. S. 201 in der deutschen Übersetzung von Carus 3. Auflage. Es kann nicht unsere Aufgabe sein, den Darwinismus irgendwie eingehend darzustellen und die zahlreichen gegen seine Richtigkeit sprechenden Gründe, welche von D. selbst nicht verhüllt werden, aufzuführen; in letzterer Beziehung ist auf Werke, wie die genannten von Zöckler, Zollmann u. a. zu verweisen. Eine eingehende und geschickte Bekämpfung des Darwinismus findet sich auch in den „Zeitfragen des christlichen Volkslebens“ Band III, Heft 5 und 6 von A. Wigand, Professor der Botanik in Marburg.

wird, was bis jetzt an anatomisch-physiologischen wie paläontologischen Beweisen zur Begründung vorgebracht ist, von autoritativer Seite als völlig unzureichend, ja teilweise entschieden als falsch erwiesen. Bei solcher Unsicherheit der Sachlage hält es Zöckler daher mit Recht für voreilig, wenn Theologen, auch positiver Richtung, wie R. Schmid „die Darwinschen Theorien und ihre Stellung zur Philosophie, Religion und Moral“ (Stuttgart 1876) Ausgleichsversuche mit dem Darwinismus in seinem ganzen Umfange zu machen suchen. Dass der Mensch seiner Naturseite nach mit den höheren Tierklassen verwandt ist, stellt auch die biblische Kosmogonie nicht in Abrede, indem der erste Bericht die letzteren an demselben Tage mit dem Menschen geschaffen werden lässt, der zweite den Leib des Menschen wie die Tiere aus dem Staube der Erde gebildet darstellt. Das spezifisch Unterscheidende im Wesen des Menschen wird niemals die Naturwissenschaft zu verwischen imstande sein, und das ist es, was die biblische Schöpfungsgeschichte in herrlichster Weise zur Anschauung bringt, und zwar im ersten Berichte findet es seinen Ausdruck in der Abzweckung des ganzen Schöpfungswerkes auf den Menschen und in dessen Erschaffung nach dem Bilde Gottes, womit die geistige Seite seines Wesens bezeichnet ist, seine vernünftige Seele, durch welche er sich seiner selbst bewusst zu werden, seine Stellung zur übrigen Welt zu erkennen, die Kräfte der Natur zu erforschen und hierdurch diese seinem Dienste zu unterwerfen vermag. Weiter ist aber auch in der Gottesebenbildlichkeit die religiöse Bestimmung des Menschen zum Ausdruck gebracht, wonach er als gottverwandtes Wesen seinen Schöpfer zu erkennen, mit ihm in Gemeinschaft zu treten und nach dessen Willen sein Leben zu normieren die Fähigkeit und die Pflicht hat. Demnach liegt nicht eine Überhebung des Menschen in der biblischen Darstellung, wenn er als der Herrscher über die Natur und Gottes Ebenbild erscheint, sondern eine ernste Mahnung, dass er diese bevorzugte Stellung den übrigen Geschöpfen gegenüber nur in dem Bewusstsein der Abhängigkeit von Gott und in der Beobachtung der Pflichten gegen ihn zu bewahren habe.

Dieselbe Wahrheit will auch der zweite Schöpfungsbericht zur Anschauung bringen, wenn es heisst, dass der Mensch, dessen Leiblichkeit dem Staube angehört, dadurch zum lebenden Wesen geworden ist, dass der Schöpfer ihm lebendigen Odem eingehaucht hat. Denn was will dies anders sagen, als dass der Geist des Menschen von göttlichem Ursprung, von gottverwandtem Wesen ist? Das Tier ist zwar auch נֶפֶשׁ חַיָּה, sein Lebensprinzip ist durch das lebende Wirken des schöpferischen Gottesgeistes hervorgerufen, des Menschen Geist ist aber gleichsam ein Ausfluss des göttlichen Geistes, und da er von Gott stammt, ist er auch zur Gemeinschaft mit ihm und zur Rückkehr zu ihm berufen. Diese hohe Bestimmung des Menschen zur Gottesgemeinschaft ist die tiefe Erkenntnis, welche in dem Bilde des zweiten Schöpfungsberichtes ausgesprochen ist, während andererseits sein Verhältnis zu der ihn umgebenden Natur in dem Umstande zum Ausdruck kommt, dass ihn Gott in den Garten setzt um ihn zu bebauen und zu bewahren. Die geordnete Arbeit, durch welche der Mensch die Natur und ihre Kräfte zu seinem Dienste zwingt, wird damit als eine gottgewollte Ordnung erkannt, die seiner Würde und seinem Wesen entsprechend ist. Er vermag aber vermöge der ihm verliehenen gottverwandten vernünftigen Seele

die Geschöpfe ihrem Wesen nach zu erkennen, sich im Geiste Begriffe davon zu bilden und diesen in artikulierter Rede, im Wort, Ausdruck zu geben; die Gabe der Vernunft und der Sprache, diese Güter, welche den Menschen so unendlich hoch über die Naturwesen erheben, die sind es, welche weiter im zweiten Kapitel der Genesis, Vers 19 und 20 in so einfacher und zugleich tief sinniger Weise zur Darstellung kommen. Gott führt dem Menschen die verschiedenen Tiere zu, und dieser, welcher ihr Wesen, und zwar, wie aus dem Zusammenhange hervorgeht, in ihrem Verhältnis und der Beziehung zu ihm selbst, erkennt, belegt dieselben mit Namen; denn Gott führt sie zum Menschen, weil es nicht gut ist, dass der Mensch allein sei. Also in dem Verhältnis zu den Naturwesen und in der Erkenntnis ihrer Bedeutung für ihn, dann aber als das seiner Natur entsprechende Wesen gefunden war, im Verkehr mit diesem, in der sittlichen Gemeinschaft mit Seinesgleichen, bethätigt und entwickelt sich die ihm verliehene Gabe der Sprache. Steinthal<sup>1)</sup> weist bei Besprechung dieser Stelle grade auf die wunderbare Tiefe der Anschauung hin, „nach der die Sprache mitten hinein in die Sittlichkeit des thätigen menschlichen Lebens versetzt wird.“ Nicht eine ausgeprägte wissenschaftliche Theorie über die Entstehung der Sprache will die biblische Schöpfungsgeschichte geben, sondern sie bringt die religiöse Wahrheit zur Anschauung, dass die Sprache, ein den Menschen wesentlich von den Tieren unterscheidendes und ihn hoch über dieselben erhebendes Merkmal, der Ausdruck der ihm von Gott verliehenen Vernunft und Erkenntnis der Aussendunge ist.

Unter allen Tieren aber, welche er benennt, findet der Mensch für sich keine ihm entsprechende Hilfe. Das durch diese Worte hindurchtönende schmerzliche Sehnen soll nun gestillt werden, indem Gott aus einer dem Menschen während seines Schlafes entnommenen Rippe das Weib baut und diese zum Manne führt, der freudig erregt „dieses Mal“ sein Fleisch und sein Bein erkennt. Als historisches Faktum gefasst, hat diese Stelle zu den wunderlichsten und geschmacklosesten Erklärungsversuchen Veranlassung gegeben. Aber weisen nicht die Worte des 24. Verses darauf hin, dass ursprünglich nicht eine geschichtliche Fassung zu Grunde lag, mögen sie als Worte des ersten Menschen oder des Erzählers angesehen werden: Darum wird ein Mann seinen Vater und seine Mutter verlassen und seinem Weibe anhangen, und sie werden ein Fleisch sein? Wie sollte der unlängst geschaffene erste Mensch vom Verlassen des Vaters und der Mutter sprechen? Wir können darin nur eine Reflexion sehen, in welcher der in diesem Teile der Erzählung bildlich eingekleidete Sinn zu Tage tritt. Es ist das zu allen Zeiten und an allen Orten in der Geschichte des Menschenlebens gefühlte, von Dichtern besungene, in Mythen und Sagen ausgeprägte ewige Geheimnis der Liebe, das Sehnen des Herzens nach Ergänzung des eigenen Ich durch die innige Gemeinschaft mit einem andern Wesen, was darin zum Ausdruck gebracht ist. Durch die innige und für das Erdenleben unzertrennliche Gemeinschaft der Gattenliebe, wie solche in der auf Gottes Ordnung beruhenden Ehe geheiligt ist, fühlt der Mann eine in der Brust empfundene Lücke ausgefüllt und sich mittels engerer Banden mit der Frau verknüpft, als selbst die der Blutsverwandtschaft und Kindesliebe, die ihn an die Eltern

<sup>1)</sup> Geschichte der Sprachwissenschaft bei den Griechen und Römern, Einleitung S. 12.

fesselten. Die Heiligkeit und Unverletzlichkeit der Ehe, und zwar in ihrer einzig wahrhaft sittlichen Form, der Monogamie, diese Bedingung und Grundlage alles sittlichen Gemeinlebens, als durch Gottes Willen und Gebot begründet, das ist in das bildliche Gewand der Erzählung gekleidet die religiöse Wahrheit, welche sich der vorher in der Schöpfungsgeschichte dargelegten Erkenntnis über das Verhältnis Gottes zur Welt sowie des Menschen zu Gott und andererseits zu seiner Umgebung ebenbürtig anreicht.

Wenn auf diese Weise in der biblischen Schöpfungsgeschichte keine naturwissenschaftliche Lehre und geschichtliche Thatsache sondern religiöse und sittliche Ideen und Wahrheiten erkannt werden, so verliert diese gewiss nicht an Wert und Bedeutung, und es wäre verkehrt, sie deshalb auf gleiche Stufe mit den Kosmogonien anderer Völker stellen zu wollen. Zwar soll nicht in Abrede gestellt werden, dass auch in letzteren, wie überhaupt in den Mythen und Dichtungen des Heidentums, oft tiefe sittliche Wahrheiten enthalten sind; ja in ihren Schöpfungsgeschichten finden sich nicht selten deutliche Anklänge an die biblische Darstellung. So insbesondere ist in der ägyptischen Kosmogonie direkter Zusammenhang mit der biblischen nicht zu verkennen, wenn es heisst: „In der unendlichen Zeit war Finsternis über dem Abgrund, und die Gewässer des ursprünglichen Ozeans wurden durch den Wind, den Odem der Gottheit, bewegt.“ Doch wird die Schöpfung einer Anzahl von Göttern, besonders denen des Feuers und des feuchten Elementes zugeschrieben.

Nach der phönizischen Schöpfungssage war zuerst das unbegrenzte Chaos vorhanden, mit welchem sich der Geist vermischt; den so befruchteten Schöpfungsstoff bildet der Geist zur Gestalt eines Eies, und dieses spaltet sich zu Himmel und Erde, woraus Sonne, Mond und Sterne hervorgehen. Durch Erhitzung des Meeres und Landes von Seiten der Sonne entstanden Winde, Wolken und Wassergüsse der himmlischen Gewässer, Donner und Blitze; durch das Krachen des Donners erschreckt regten sich in Erde und Meer beseelte Wesen. (Nach Metzger.) Die Gestaltung der Welt aus dem Ei findet sich bei den verschiedensten Völkern, so bei Finnen, Chinesen und Indern; in der Schöpfungssage der letzteren verkörpert sich Brahma, der schaffende Gott, in dem Ei, um dann aus dessen einer Hälfte den Himmel, aus der anderen die Erde zu bilden. Doch ist dies erst eine spätere Gestaltung der ursprünglichen altindischen Religionsanschauung, wonach das Licht in der Sonne, den Gestirnen, dem Blitz mit befruchtendem Regen als schaffende und lebenerzeugende Macht verehrt wurde. Und so handelt es sich überhaupt in allen diesen Schöpfungssagen nicht um eine eigentliche Erschaffung der Welt durch einen höchsten göttlichen Willen, sondern um eine Hervorbringung durch kosmische Kräfte, welche dann durch den Mythos personifiziert werden, oder denen eine ihrer selbst unbewusste Weltseele zu Grunde liegend gedacht wurde; emanatistisch und pantheistisch sind die Vorstellungen des orientalischen Heidentums von der Weltentstehung.

In Übereinstimmung mit der biblischen finden wir auch in der griechischen Kosmogonie den Gedanken ausgedrückt, „dass die Welt nicht auf einmal geworden, sondern aus dunkeln und elementaren Anfängen durch organische Entwicklung bis zu dieser letzten Gestalt des schönen vollendeten Kosmos gediehen ist, und zwar in mehr-

fachen Absätzen und Steigerungen.“<sup>1)</sup> Aus dem ursprünglichen finstern Chaos bildet sich nach der Hesiodischen Lehre vom Ursprunge der Dinge zuerst die breitbrüstige Erde und der Tartarus in der Tiefe; erstere zeugt aus sich selbst als Folge des organischen Triebes den ehernen Sternenhimmel, die ragenden Berge und das Meer mit der tosenden Wasserflut. Aus Erebus und Nyx, ebenfalls Kindern des Chaos, wird durch den jetzt wirkenden Eros das Licht geboren, während durch Vermählung des Himmels, der nun als oberster Gott Uranos dasteht, mit der Erde die Welt der Titanen, Kyklopen und Hekatoncheiren hervorgebracht werden, durch deren Kämpfe gegen ihren Erzeuger eine neue Weltordnung herbeigeführt wird unter Kronos, bis auch nach dessen Sturz unter Zeus die Welt der Götter sowie die Natur ihren Abschluss und ihre Vollkommenheit erreicht hat. — Die griechische Kosmogonie ist also zugleich Theogonie, die Götter entstehen und zum Teil vergehen sie zugleich mit den verschiedenen Naturstufen der Weltentwicklung.

Ähnlich verhält es sich mit der germanischen Schöpfungssage, auch hier wirken die Götter nicht mit zur ersten Entstehung der Dinge, sondern sie entstehen mit der Welt und beteiligen sich an der Ausgestaltung derselben.<sup>2)</sup> In den ungeheuren leeren Raum, der da war „da alles nicht war, nicht Sand noch See, noch salzige Wellen, nicht Erde noch Überhimmel, gähnender Abgrund und Gras nirgend,“ ergossen sich von Niflheim im Norden zwölf Ströme, die zu Eis erstarrten, bis von Muspelheim im Süden Funken herüberflogen und so der durch das Begegnen von Kälte und Wärme gebildete Reif zerschmolz; da erhielten die Tropfen Leben und so entstand der Riese Ymir, das personifizierte Chaos. Als die mit ihm zugleich entstandene Kuh Audhumbla die Eisblöcke beleckt, kommt allmählich ein Mann, Buri, hervor, dessen Sohn Bór mit einer aus Ymirs Geschlecht entsprossenen Riesentochter die drei Himmel und Erde beherrschenden Götter Odin, Wili und We erzeugt. Diese töteten den Ymir und schafften aus ihm die Welt, nämlich aus seinem Blute das Meer und die Gewässer, aus dem Fleische die Erde, deren Berge, Felsen und Klippen aus des Riesen Knochen, Zähnen und zerbrochenem Gebein gebildet werden; aus dem Schädel machen sie den Himmel und erheben ihn über die Erde, und aus dem in die Luft geworfenen Gehirn entstehen die Wolken, während sie aus den von Muspelheim ausgestreuten Feuerfunken die Himmelslichter bereiten, denen sie ihren bestimmten Gang festsetzen, um danach Tage und Jahre zu berechnen.

Aus diesen kurz skizzierten Schöpfungssagen verschiedener Völker ist zu erkennen, wie sich überall das Bewusstsein erhalten hat von der Entstehung der Welt in aufsteigender Ordnung durch höhere, gewaltig wirkende Kräfte, eine Erkenntnis, die auf einer natürlichen Uoffenbarung beruhend sich in ihren Grundzügen wohl schon gebildet hatte, bevor die Menschheit in die einzelnen Völkerfamilien und Zweige zerfallen war. Jedes der verschiedenen Völker hat dann die Überlieferung seiner eigenen individuellen Entwicklung gemäss und beeinflusst durch die umgebende Natur fortgebildet und in bestimmte Formen gebracht. Was aber der Apostel Paulus als

<sup>1)</sup> Preller, griechische Mythologie, S. 26 ff.

<sup>2)</sup> Vgl. K. Simrock, Handbuch der deutschen Mythologie, S. 13 ff.

das Wesen des Heidentums bezeichnet, dass es die Anbetung des Schöpfers in die des Geschöpfes verkehrt hat, das spricht sich auch aufs deutlichste in den heidnischen Kosmogonien aus, da in ihnen, wie wir sahen, personifizierte und zu Gottheiten erhobene kosmische Kräfte zur Ausgestaltung der Welt wirksam sich erweisen; diese Vergötterung der Natur in ihren einzelnen Erscheinungen war es ja grösstenteils, was zum Polytheismus führte.

Wie unendlich verschieden hiervon ist nun die Gestalt, welche diese Überlieferung im hebräischen Volke angenommen hat und die in unsern biblischen Schöpfungsberichten zur Ausprägung gekommen ist. „Die mosaische Schöpfungsgeschichte,“ sagt Leopold von Ranke, „ist ein Manifest gegen die Abgötterei, welche die Welt beherrschte.“ Ja, wie gegen den Polytheismus ist sie ein Manifest gegen den Pantheismus und Materialismus alter und neuer Zeit. Hier lässt der allmächtige persönliche Gott aus dem von ihm ins Dasein gerufenen Stoffe die Naturordnung durch die freie Äusserung seines Machtwillens erstehen, um seine Allmacht und zugleich seinen Liebeswillen zu bethätigen. Eine solche erhabene Vorstellung von der Gottheit und ihrem Verhältnis zur Welt, von der Stellung des Menschen zu seinem Schöpfer und zu der Natur, wie sie in der einfachen und zugleich grossartigen, von allem phantastischen Schwulst jener heidnischen Kosmogonien sich fernhaltenden biblischen Schöpfungsgeschichte ausgesprochen ist, kann nicht als das Produkt rein menschlicher Reflexion und Dichtung angesehen werden, sie konnte nur auf dem Boden des alttestamentlichen Bundesvolkes erwachsen, des Volkes, welches der eine wahre Gott zu seinem Eigentum gewählt und in einzigartiger Weise seiner Offenbarungen gewürdigt hatte. Hier ist in einer auch der durch die neutestamentliche Offenbarung geläuterten Gottesvorstellung durchaus würdigen Auffassung das Geheimnis der Schöpfung dem menschlichen Verständnis zur Anschauung gebracht, so dass wir in eminentem Sinne in betreff der biblischen Schöpfungsgeschichte zu dem Bekenntnis veranlasst werden, in derselben habe ein Mann Gottes geredet, getrieben vom heiligen Geiste.